3 1761 05738742 5

Um Haydn und Mozart

NOVELLEN

VERLAG VON
STRECKER & SCHRÖDER
IN
STUTTGART

Presented to the

LIBRARY *of the*

UNIVERSITY OF TORONTO

from

the estate of

JOHN ENVERS

25

JOHN ENVERS

Mozart 1778

Wachsmedaillon im Besitz des Geh. Regierungsrats Prof. Dr. Max Friedländer in Berlin

Um Haydn und Mozart

Novellen
von
E. T. A. Hoffmann
W. H. Riehl, Matthäus Gerster
Josef Friedrich Perkonig
Eduard Mörike

Mit
fünf Bildtafeln

Verlegt bei Strecker und Schröder, Stuttgart
1921

LIBRARY
JAN 1 1 2001
UNIVERSITY OF TORONTO

Alle Rechte vorbehalten

Einbandzeichnung von Professor Ernst Schneidler, Stuttgart
Druck von Strecker und Schröder in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Seite

E. T. A. Hoffmann, Don Juan 1

W. H. Riehl, Das Quartett 21

Matthäus Gerster, Gotteskindschaft 71

Josef Friedrich Perkonig, Ein wunderliches Geigenspiel des Wolfgang Amadé 101

Eduard Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag . . 129

E. T. A. Hoffmann:
Don Juan

Eine fabelhafte Begebenheit, die sich mit einem reisenden Enthusiasten zugetragen

Ein durchdringendes Läuten, der gellende Ruf: Das Theater fängt an! weckte mich aus dem sanften Schlaf, in den ich versunken war; Bässe brummen durcheinander — ein Paukenschlag — Trompetenstöße — ein klares A, von der Hoboe ausgehalten — Violinen stimmen ein: ich reibe mir die Augen. Sollte der allezeit geschäftige Satan mich im Rausche —? Nein! ich befinde mich in dem Zimmer des Hotels, wo ich gestern abend halb gerädert abgestiegen. Gerade über meiner Nase hängt die stattliche Troddel der Klingelschnur; ich ziehe sie heftig an, der Kellner erscheint.

„Aber was, ums Himmels willen, soll die konfuse Musik da neben mir bedeuten? gibt es denn ein Konzert hier im Hause?"

„Ew. Exzellenz — (ich hatte mittags an der Wirtstafel Champagner getrunken!) Ew. Exzellenz wissen vielleicht noch nicht, daß dieses Hotel mit dem Theater verbunden ist. Diese Tapetentür führt auf einen kleinen Korridor, von dem Sie unmittelbar in Nr. 23 treten: das ist die Fremdenloge."

„Was? — Theater? — Fremdenloge?“

„Ja, die kleine Fremdenloge zu zwei, höchstens drei Personen — nur so für vornehme Herren, ganz grün tapeziert, mit Gitterfenstern, dicht beim Theater! Wenn's Ew. Exzellenz gefällig ist — wir führen heute den Don Juan von dem berühmten Herrn Mozart aus Wien auf. Das Legegeld, einen Taler acht Groschen, stellen wir in Rechnung.“

Das letzte sagte er schon die Logentür aufdrückend, so rasch war ich bei dem Worte Don Juan durch die Tapetentür in den Korridor geschritten. Das Haus war, für den mittelmäßigen Ort, geräumig, geschmackvoll verziert und glänzend erleuchtet. Logen und Parterre waren gedrängt voll. Die ersten Akkorde der Ouvertüre überzeugten mich, daß ein ganz vortreffliches Orchester, sollten die Sänger auch nur im mindesten etwas leisten, mir den herrlichsten Genuß des Meisterwerks verschaffen würde. — In dem Andante ergriffen mich die Schauer des furchtbaren unterirdischen regno all pianto; grausenerregende Ahnungen des Entsetzlichen erfüllten mein Gemüt. Wie ein jauchzender Frevel klang mir die jubelnde Fanfare im siebenten Takte des Allegro; ich sah aus tiefer Nacht feurige Dämonen ihre glühenden Krallen ausstrecken — nach dem Leben froher Menschen, die auf des bodenlosen Abgrunds dünner Decke lustig tanzten. Der Konflikt der menschlichen Natur mit den unbekannten, gräßlichen Mächten, die ihn, sein Verderben erlauernd, umfangen, trat klar vor meines Geistes Augen. Endlich beruhigt sich der Sturm; der Vorhang fliegt auf. Frostig und

unmutvoll in seinen Mantel gehüllt, schreitet Leporello in finstrer Nacht vor dem Pavillon einher: Notte e giorno faticar. — Also italienisch? — Hier am deutschen Orte italienisch? Ah che piacere! ich werde alle Rezitative, alles so hören, wie es der große Meister in seinem Gemüt empfing und dachte! Da stürzt Don Juan heraus; hinter ihm Donna Anna, bei dem Mantel den Frevler festhaltend. Welches Ansehn! Sie könnte höher, schlanker gewachsen, majestätischer im Gange sein; aber welch ein Kopf! — Augen, aus denen Liebe, Zorn, Haß, Verzweiflung wie aus einem Brennpunkt eine Strahlenpyramide blitzender Funken werfen, die, wie griechisches Feuer, unauslöschlich das Innerste durchbrennen! des dunklen Haares aufgelöste Flechten wallen in Wellenringeln den Nacken hinab. Das weiße Nachtkleid enthüllt verräterisch nie gefahrlos belauschte Reize. Von der entsetzlichen Tat umkrallt, zuckt das Herz in gewaltsamen Schlägen. — — Und nun — welche Stimme! Non sperar se non m'uccidi. — Durch den Sturm der Instrumente leuchten, wie glühende Blitze, die aus ätherischem Metall gegossenen Töne! — Vergebens sucht sich Don Juan loszureißen. — Will er es denn? Warum stößt er nicht mit kräftiger Faust das Weib zurück und entflieht? Macht ihn die böse Tat kraftlos, oder ist es der Kampf von Haß und Liebe im Innern, der ihm Mut und Stärke raubt? — Der alte Papa hat seine Torheit, im Finstern den kräftigen Gegner anzufallen, mit dem Leben gebüßt; Don Juan und Leporello treten im rezitierenden Gespräch weiter vor

ins Proszenium. Don Juan wickelt sich aus dem Mantel und steht da in rotem, gerissenem Samt mit silberner Stickerei, prächtig gekleidet. Eine kräftige, herrliche Gestalt: das Gesicht ist männlich schön; eine erhabene Nase, durchbohrende Augen, weichgeformte Lippen; das sonderbare Spiel eines Stirnmuskels über den Augenbrauen bringt sekundenlang etwas vom Mephistopheles in die Physiognomie, das, ohne dem Gesicht die Schönheit zu rauben, einen unwillkürlichen Schauer erregt. Es ist, als könne er die magische Kunst der Klapperschlange üben; es ist, als könnten die Weiber, von ihm angeblickt, nicht mehr von ihm lassen, und müßten, von der unheimlichen Gewalt gepackt, selbst ihr Verderben vollenden. — Lang und dürr, in rot- und weißgestreifter Weste, kleinem roten Mantel, weißem Hut mit roter Feder trippelt Leporello um ihn her. Die Züge seines Gesichts mischen sich seltsam zu dem Ausdruck von Gutherzigkeit, Schelmerei, Lüsternheit und ironisierender Frechheit; gegen das grauliche Kopf- und Barthaar stechen seltsam die schwarzen Augenbrauen ab. Man merkt es, der alte Bursche verdient Don Juans helfender Diener zu sein. — Glücklich sind sie über die Mauer geflüchtet. — Fackeln — Donna Anna und Don Ottavio erscheinen: ein zierliches, geputztes, geleckes Männlein von einundzwanzig Jahren höchstens. Als Annas Bräutigam wohnte er, da man ihn so schnell herbeirufen konnte, wahrscheinlich im Hause; auf den ersten Lärm, den er gewiß hörte, hätte er herbeieilen und den Vater retten können: er mußte sich aber erst putzen

und mochte überhaupt nachts nicht gern sich herauswagen. — «Ma qual mai s'offre, o dei, spettacolo funesto agli occhi miei!» Mehr als Verzweiflung über den grausamsten Frevel liegt in den entsetzlichen, herzzerschneidenden Tönen dieses Rezitativs und Duetts. Don Juans gewaltsames Attentat, das ihm Verderben nur drohte, dem Vater aber den Tod gab, ist es nicht allein, was diese Töne der beängsteten Brust entreißt: nur ein verderblicher, tötender Kampf im Innern kann sie hervorbringen. —

Eben schalt die lange, hagere Donna Elvira mit sichtlichen Spuren großer, aber verblühter Schönheit den Verräter, Don Juan: Tu nido d'inganni, und der mitleidige Leporello bemerkte ganz klug: parla come un libro stampato, als ich jemand neben oder hinter mir zu bemerken glaubte. Leicht konnte man die Logentür hinter mir geöffnet haben und hineingeschlüpft sein — das fuhr mir wie ein Stich durchs Herz. Ich war so glücklich, mich allein in der Loge zu befinden, um ganz ungestört das so vollkommen dargestellte Meisterwerk mit allen Empfindungsfasern, wie mit Polypenarmen, zu umklammern und in mein Selbst hineinzuziehen! ein einziges Wort, das obendrein albern sein konnte, hätte mich auf eine schmerzhafte Weise herausgerissen aus dem herrlichen Moment der poetisch-musikalischen Begeisterung! Ich beschloß, von meinem Nachbar gar keine Notiz zu nehmen, sondern, ganz in die Darstellung vertieft, jedes Wort, jeden Blick zu vermeiden. Den Kopf in die Hand gestützt, dem Nachbar den Rücken

wendend, schaute ich hinaus. — Der Gang der Darstellung entsprach dem vortrefflichen Anfange. Die kleine, lüsterne, verliebte Zerlina tröstete mit gar lieblichen Tönen und Weisen den gutmütigen Tölpel Masetto. Don Juan sprach sein inneres, zerrissenes Wesen, den Hohn über die Menschlein um ihn her, nur aufgestellt zu seiner Lust, in ihr mattliches Tun und Treiben verderbend einzugreifen, in der wilden Arie: Fin ch'han dal vino — ganz unverhohlen aus. Gewaltiger als bisher zuckte hier der Stirnmuskel. — Die Masken erscheinen. Ihr Terzett ist ein Gebet, das in rein glänzenden Strahlen zum Himmel steigt. — Nun fliegt der Mittelvorhang auf. Da geht es lustig her; Becher erklingen, in fröhlichem Gewühl wälzen sich die Bauern und allerlei Masken umher, die Don Juans Fest herbeigelockt hat. — Jetzt kommen die drei zur Rache Verschworenen. Alles wird feierlicher, bis der Tanz angeht. Zerlina wird gerettet, und in dem gewaltig donnernden Finale tritt mutig Don Juan mit gezogenem Schwert seinen Feinden entgegen. Er schlägt dem Bräutigam den stählernen Galanteriedegen aus der Hand und bahnt sich durch das gemeine Gesindel, das er, wie der tapfere Roland die Armee des Tyrannen Cymork, durcheinander wirft, daß alles gar possierlich übereinanderpurzelt, den Weg ins Freie. —

Schon oft glaubte ich dicht hinter mir einen zarten, warmen Hauch gefühlt, das Knistern eines seidenen Gewandes gehört zu haben; das ließ mich wohl die Gegenwart eines Frauenzimmers ahnen, aber ganz ver-

sunken in die poetische Welt, die mir die Oper aufschloß, achtete ich nicht darauf. Jetzt, da der Vorhang gefallen war, schaute ich nach meiner Nachbarin. — Nein — keine Worte drücken mein Erstaunen aus: Donna Anna, ganz in dem Kostüme, wie ich sie eben auf dem Theater gesehen, stand hinter mir und richtete auf mich den durchdringenden Blick ihres seelenvollen Auges. — Ganz sprachlos starrte ich sie an; ihr Mund (so schien es mir) verzog sich zu einem leisen ironischen Lächeln, in dem ich mich spiegelte und meine alberne Figur erblickte. Ich fühlte die Notwendigkeit, sie anzureden, und konnte doch die durch das Erstaunen, ja ich möchte sagen, wie durch den Schreck gelähmte Zunge nicht bewegen. Endlich, endlich fuhren mir, beinahe unwillkürlich, die Worte heraus: „Wie ist es möglich, Sie hier zu sehen?“ worauf sie sogleich in dem reinsten Toskanisch erwiderte, daß, verstände und spräche ich nicht Italienisch, sie das Vergnügen meiner Unterhaltung entbehren müsse, indem sie keine andere, als nur diese Sprache rede. — Wie Gesang lauteten die süßen Worte. Im Sprechen erhöhte sich der Ausdruck des dunkelblauen Auges, und jeder daraus leuchtende Blitz goß einen Glutstrom in mein Inneres, von dem alle Pulse stärker schlugen und alle Fibern erzuckten. — Es war Donna Anna unbezweifelt. Die Möglichkeit abzuwägen, wie sie auf dem Theater und in meiner Loge habe zugleich sein können, fiel mir nicht ein. So wie der glückliche Traum das Seltsamste verbindet, und dann ein frommer Glaube das Übersinnliche versteht und es den sogenannten natürlichen Erscheinungen

des Lebens zwanglos anreiht: so geriet ich auch in der Nähe des wunderbaren Weibes in eine Art Somnambulismus, in dem ich die geheimen Beziehungen erkannte, die mich so innig mit ihr verbanden, daß sie selbst bei ihrer Erscheinung auf dem Theater nicht hatte von mir weichen können. — Wie gern setzte ich dir, mein Theodor, jedes Wort des merkwürdigen Gesprächs her, das nun zwischen der Signora und mir begann: allein, indem ich das, was sie sagte, deutsch hinschreiben will, finde ich jedes Wort steif und matt, jede Phrase ungelenk, das auszudrücken, was sie leicht und mit Anmut toskanisch sagte.

Indem sie über den Don Juan, über ihre Rolle sprach, war es, als öffneten sich mir nun erst die Tiefen des Meisterwerks, und ich konnte hell hineinblicken und einer fremden Welt phantastische Erscheinungen deutlich erkennen. Sie sagte, ihr ganzes Leben sei Musik, und oft glaube sie manches im Innern geheimnisvoll Verschlossene, was keine Worte aussprächen, singend zu begreifen. „Ja, ich begreife es dann wohl," fuhr sie mit brennendem Auge und erhöhter Stimme fort, „aber es bleibt tot und kalt um mich, und indem man eine schwierige Roulade, eine gelungene Manier beklatscht, greifen eisige Hände in mein glühendes Herz! — Aber du — du verstehst mich: denn ich weiß, daß auch dir das wunderbare, romantische Reich aufgegangen, wo die himmlischen Zauber der Töne wohnen!" —

„Wie, du herrliche, wundervolle Frau — — du — du solltest mich kennen?"

„Ging nicht der zauberische Wahnsinn ewig sehnender Liebe in der Rolle der *** in deiner neuesten Oper aus deinem Innern hervor? — Ich habe dich verstanden: dein Gemüt hat sich im Gesange mir aufgeschlossen! — Ja (hier nannte sie meinen Vornamen), ich habe dich gesungen, so wie deine Melodien ich sind."

Die Theaterglocke läutete: eine schnelle Blässe entfärbte Donna Annas ungeschminktes Gesicht; sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, als empfände sie einen plötzlichen Schmerz, und indem sie leise sagte: Unglückliche Anna, jetzt kommen deine fürchterlichsten Momente — war sie aus der Loge verschwunden. —

Der erste Akt hatte mich entzückt, aber nach dem wunderbaren Ereignis wirkte jetzt die Musik auf eine ganz andere seltsame Weise. Es war, als ginge eine lang verheißene Erfüllung der schönsten Träume aus einer andern Welt wirklich in das Leben ein; als würden die geheimsten Ahnungen der entzückten Seele in Tönen festgebannt und müßten sich zur wunderbarsten Erkenntnis seltsamlich gestalten. — In Donna Annas Szene fühlte ich mich von einem sanften, warmen Hauch, der über mich hinwegglitt, in trunkener Wollust erbeben; unwillkürlich schlossen sich meine Augen, und ein glühender Kuß schien auf meinen Lippen zu brennen: aber der Kuß war ein, wie von ewig dürstender Sehnsucht lang ausgehaltener Ton.

Das Finale war in frevelnder Lustigkeit angegangen: Gia la mensa è preparata! — Don Juan saß kosend zwischen zwei Mädchen und lüftete einen Kork nach dem

andern, um den brausenden Geistern, die hermetisch verschlossen, freie Herrschaft über sich zu verstatten. Es war ein kurzes Zimmer mit einem großen gotischen Fenster im Hintergrunde, durch das man in die Nacht hinaussah. Schon während Elvira den Ungetreuen an alle Schwüre erinnert, sah man es oft durch das Fenster blitzen und hörte das dumpfe Murmeln des herannahenden Gewitters. Endlich das gewaltige Pochen. Elvira, die Mädchen entfliehen, und unter den entsetzlichen Akkorden der unterirdischen Geisterwelt tritt der gewaltige Marmorkoloß, gegen den Don Juan pygmäisch dasteht, ein. Der Boden erbebt unter des Riesen donnerndem Fußtritt. — Don Juan ruft durch den Sturm, durch den Donner, durch das Geheul der Dämonen sein fürchterliches: No! die Stunde des Untergangs ist da. Die Statue verschwindet, dicker Qualm erfüllt das Zimmer, aus ihm entwickeln sich fürchterliche Larven. In Qualen der Hölle windet sich Don Juan, den man dann und wann unter den Dämonen erblickt. Eine Explosion, wie wenn tausend Blitze einschlügen —: Don Juan, die Dämonen sind verschwunden, man weiß nicht wie! Leporello liegt ohnmächtig in der Ecke des Zimmers. — Wie wohltätig wirkt nun die Erscheinung der übrigen Personen, die den Don Juan, der von unterirdischen Mächten irdischer Rache entzogen ist, vergebens suchen. Es ist, als wäre man nun erst dem furchtbaren Kreise der höllischen Geister entronnen. — Donna Anna erschien ganz verändert: eine Totenblässe überzog ihr Gesicht, das Auge war erloschen,

die Stimme zitternd und ungleich: aber eben dadurch in dem kleinen Duett mit dem süßen Bräutigam, der nun, nachdem ihn der Himmel des gefährlichen Rächeramts glücklich überhoben hat, gleich Hochzeit machen will, von herzzerreißender Wirkung.

Der fugierte Chor hatte das Werk herrlich zu einem Ganzen gerundet, und ich eilte, in der exaltiertesten Stimmung, in der ich mich je befunden, in mein Zimmer. Der Kellner rief mich zur Wirtstafel, und ich folgte ihm mechanisch. — Die Gesellschaft war, der Messe wegen, glänzend und die heutige Darstellung des Don Juan der Gegenstand des Gesprächs. Man pries im allgemeinen die Italiener und das Eingreifende ihres Spiels: doch zeigten kleine Bemerkungen, die hier und da ganz schalkhaft hingeworfen wurden, daß wohl keiner eine tiefere Bedeutung der Oper aller Opern auch nur ahnte. — Don Ottavio hatte sehr gefallen. Donna Anna war einem zu leidenschaftlich gewesen. Man müsse, meinte er, auf dem Theater sich hübsch mäßigen und das zu sehr Angreifende vermeiden. Die Erzählung des Überfalls habe ihn ordentlich konsterniert. Hier nahm er eine Prise Tabak und schaute ganz unbeschreiblich dummklug seinen Nachbar an, welcher behauptete: Die Italienerin sei aber übrigens eine recht schöne Frau, nur zu wenig besorgt um Kleidung und Putz; eben in jener Szene sei ihr eine Haarlocke aufgegangen und habe das Demiprofil des Gesichts beschattet! Jetzt fing ein anderer ganz leise zu intonieren an: Fin ch'han dal vino — worauf eine Dame bemerkte: am wenigsten

sei sie mit dem Don Juan zufrieden: der Italiener sei viel zu finster, viel zu ernst gewesen, und habe überhaupt den frivolen, luftigen Charakter nicht leicht genug genommen. — Die letzte Explosion wurde sehr gerühmt. Des Gewäsches satt eilte ich in mein Zimmer.

In der Fremdenloge Nr. 23

Es war mir so eng, so schwül in dem dumpfen Gemach! — Um Mitternacht glaubte ich deine Stimme zu hören, mein Theodor! Du sprachst deutlich meinen Namen aus, und es schien an der Tapetentür zu rauschen. Was hält mich ab, den Ort meines wunderbaren Abenteuers noch einmal zu betreten? — Vielleicht sehe ich dich und sie, die mein ganzes Wesen erfüllt! — Wie leicht ist es, den kleinen Tisch hineinzutragen — zwei Lichter — Schreibzeug! Der Kellner sucht mich mit dem bestellten Punsch: er findet das Zimmer leer, die Tapetentür offen: er folgt mir in die Loge und sieht mich mit zweifelndem Blick an. Auf meinen Wink setzt er das Getränk auf den Tisch und entfernt sich, mit einer Frage auf der Zunge noch einmal sich nach mir umschauend. Ich lehne mich, ihm den Rücken wendend, über der Loge Rand, und sehe in das verödete Haus, dessen Architektur, von meinen beiden Lichtern magisch beleuchtet, in wunderlichen Reflexen fremd und feenhaft hervorspringt. Den Vorhang bewegt die das Haus durchschneidende Zugluft. — Wie wenn er hinaufwallte? wenn Donna Anna, geängstigt von gräßlichen

Larven, erschiene? — „Donna Anna!“ rufe ich unwillkürlich: der Ruf verhallt in dem öden Raum, aber die Geister der Instrumente im Orchester werden wach — ein wunderbarer Ton zittert herauf; es ist, als säusle in ihm der geliebte Name fort! — Nicht erwehren kann ich mich des heimlichen Schauers, aber wohltätig durchbebt er meine Nerven. —

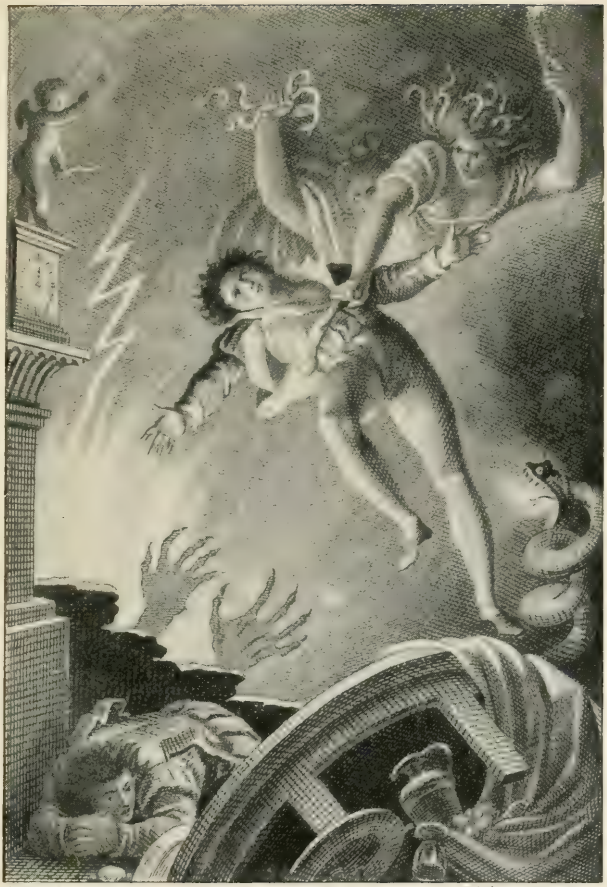
Ich werde meiner Stimmung Herr und fühle mich aufgelegt, dir, mein Theodor, wenigstens anzudeuten, wie ich jetzt erst das herrliche Werk des göttlichen Meisters in seiner tiefen Charakteristik richtig aufzufassen glaube. — Nur der Dichter versteht den Dichter; nur ein romantisches Gemüt kann eingehen in das Romantische: nur der poetisch exaltierte Geist, der mitten im Tempel die Weihe empfing, das verstehen, was der Geweihte in der Begeisterung ausspricht. — Betrachtet man das Gedicht (den Don Juan), ohne ihm eine tiefere Bedeutung zu geben, so daß man nur das Geschichtliche in Anspruch nimmt: so ist es kaum zu begreifen, wie Mozart eine solche Musik dazu denken und dichten konnte. Ein Bonvivant, der Wein und Mädchen über die Maßen liebt, der mutwilligerweise den steinernen Mann als Repräsentanten des alten Vaters, den er bei Verteidigung seines eigenen Lebens niederstach, zu seiner lustigen Tafel bittet — wahrlich, hierin liegt nicht viel Poetisches und, ehrlich gestanden, ist ein solcher Mensch es wohl nicht wert, daß die unterirdischen Mächte ihn als ein ganz besonderes Kabinettstück der Hölle auszeichnen; daß der steinerne Mann, von dem

verklärten Geiste beseelt, sich bemüht vom Pferde zu steigen, um den Sünder vor dem letzten Stündlein zur Buße zu ermahnen; daß endlich der Teufel seine besten Gesellen ausschickt, um den Transport in sein Reich auf die gräßlichste Weise zu veranstalten. — Du kannst es mir glauben, Theodor, den Don Juan stattete die Natur, wie ihrer Schoßkinder liebstes, mit alledem aus, was den Menschen, in näherer Verwandtschaft mit dem Göttlichen, über den gemeinen Troß, über die Fabrikarbeiten, die als Nullen, vor die, wenn sie gelten sollen, sich erst ein Zähler stellen muß, aus der Werkstätte geschleudert werden, erhebt; was ihn bestimmt zu besiegen, zu herrschen. Ein kräftiger, herrlicher Körper, eine Bildung, woraus der Funke hervorstrahlt, der, die Ahnungen des Höchsten entzündend, in die Brust fiel: ein tiefes Gemüt, ein schnell ergreifender Verstand. — Aber das ist die entsetzliche Folge des Sündenfalls, daß der Feind die Macht behielt, dem Menschen aufzulauern, und ihm selbst in dem Streben nach dem Höchsten, worin er seine göttliche Natur ausspricht, böse Fallstricke zu legen. Dieser Konflikt der göttlichen und der dämonischen Kräfte erzeugt den Begriff des irdischen, so wie der erfochtene Sieg den Begriff des überirdischen Lebens. — Den Don Juan begeisterten die Ansprüche auf das Leben, die seine körperliche und geistige Organisation herbeiführte, und ein ewig brennendes Sehnen, von dem sein Blut siedend die Adern durchfloß, trieb ihn, daß er gierig und ohne Rast alle Erscheinungen der irdischen Welt aufgriff, in ihnen vergebens Befriedigung hoffend! —

Es gibt hier auf Erden wohl nichts, was den Menschen in seiner innigsten Natur so hinaufsteigert, als die Liebe: sie ist es, die so geheimnisvoll und so gewaltig wirkend, die innersten Elemente des Daseins zerstört und verklärt; was Wunder also, daß Don Juan in der Liebe die Sehnsucht, die seine Brust zerreißt, zu stillen hoffte, und daß der Teufel hier ihm die Schlinge über den Hals warf? In Don Juans Gemüt kam durch des Erbfeindes List der Gedanke, daß durch die Liebe, durch den Genuß des Weibes, schon auf Erden das erfüllt werden könne, was bloß als himmlische Verheißung in unserer Brust wohnt und eben jene unendliche Sehnsucht ist, die uns mit dem Überirdischen in unmittelbaren Rapport setzt. Vom schönen Weibe zum schönern rastlos fliehend; bis zum Überdruß, bis zur zerstörenden Trunkenheit ihrer Reize mit der glühendsten Inbrunst genießend; immer in der Wahl sich betrogen glaubend, immer hoffend, das Ideal endlicher Befriedigung zu finden, mußte doch Juan zuletzt alles irdische Leben matt und flach finden, und indem er überhaupt den Menschen verachtete, lehnte er sich auf gegen die Erscheinung, die, ihm als das Höchste im Leben geltend, so bitter ihn getäuscht hatte. Jeder Genuß des Weibes war nun nicht mehr Befriedigung seiner Sinnlichkeit, sondern frevelnder Hohn gegen die Natur und den Schöpfer. Tiefe Verachtung der gemeinen Ansichten des Lebens, über die er sich erhoben fühlte, und bitterer Spott über Menschen, die in der glücklichen Liebe, in der dadurch herbeigeführten bürgerlichen Vereinigung, auch nur im

mindesten die Erfüllung der höheren Wünsche, die die Natur feindselig in unsere Brust legte, erwarten konnten, trieben ihn an, da vorzüglich sich aufzulehnen, und, Verderben bereitend, dem unbekannten, schicksallenkenden Wesen, das ihm wie ein schadenfrohes, mit den kläglichen Geschöpfen seiner spottenden Laune ein grausames Spiel treibendes Ungeheuer erschien, kühn entgegenzutreten, wo von einem solchen Verhältnis die Rede war. — Jede Verführung einer geliebten Braut, jedes durch einen gewaltigen, nie zu verschmerzendes Unheil bringenden Schlag gestörte Glück der Liebenden ist ein herrlicher Triumph über jene feindliche Macht, der ihn immer mehr hinaushebt aus dem beengenden Leben — über die Natur — über den Schöpfer! — Er will auch wirklich immer mehr aus dem Leben, aber nur, um hinabzustürzen in den Orkus. Annas Verführung, mit den dabei eingetretenen Umständen, ist die höchste Spitze, zu der er sich erhebt. —

Donna Anna ist, rücksichtlich der höchsten Begünstigungen der Natur, dem Don Juan entgegengestellt. So wie Don Juan ursprünglich ein wunderbar kräftiger, herrlicher Mann war, so ist sie ein göttliches Weib, über deren reines Gemüt der Teufel nichts vermochte. Alle Kunst der Hölle konnte nur sie irdisch verderben. — Sowie der Satan dieses Verderben vollendet hat, durfte auch, nach der Fügung des Himmels, die Hölle die Vollstreckung des Rächeramts nicht länger verschieben. — Don Juan ladet den erstochenen Alten höhnend im Bilde ein zum lustigen Gastmahl, und der verklärte



Don Juan's Strafgericht

Aus Illustrationen zu „Don Juan“ von Joh. Heinrich Ramberg

Geist, nun erst den gefallenen Menschen durchschauend und sich um ihn betrübend, verschmäht es nicht, in furchtbarer Gestalt ihn zur Buße zu ermahnen. Aber so verderbt, so zerrissen ist sein Gemüt, daß auch des Himmels Seligkeit keinen Strahl der Hoffnung in seine Seele wirft und ihn zum bessern Sein entzündet! —

Gewiß ist es dir, mein Theodor, aufgefallen, daß ich von Annas Verführung gesprochen; und so gut ich es in dieser Stunde, wo tief aus dem Gemüt hervorgehende Gedanken und Ideen die Worte überflügeln, vermag, sage ich dir mit wenigen Worten, wie mir in der Musik, ohne alle Rücksicht auf den Text, das ganze Verhältnis der beiden im Kampf begriffenen Naturen (Don Juan und Donna Anna) erscheint. — Schon oben äußerte ich, daß Anna dem Juan gegenübergestellt ist. Wie, wenn Donna Anna vom Himmel dazu bestimmt gewesen wäre, den Juan in der Liebe, die ihn durch des Satans Künste verdarb, die ihm innewohnende göttliche Natur erkennen zu lassen und ihn der Verzweiflung seines nichtigen Strebens zu entreißen? — Zu spät, zur Zeit des höchsten Frevels, sah er sie, und da konnte ihn nur die teuflische Lust erfüllen, sie zu verderben. — Nicht gerettet wurde sie! Als er hinausfloh, war die Tat geschehen. Das Feuer einer übermenschlichen Sinnlichkeit, Glut aus der Hölle, durchströmte ihr Innerstes und machte jeden Widerstand vergeblich. Nur er, nur Don Juan konnte den wollüstigen Wahnsinn in ihr entzünden, mit dem sie ihn umfing, der mit der übermächtigen, zerstörenden Wut höllischer

Geister im Innern sündigte. Als er nach vollendeter Tat entfliehen wollte, da umschlang, wie ein gräßliches, giftigen Tod sprühendes Ungeheuer, sie der Gedanke ihres Verderbens mit folternden Qualen. — Ihres Vaters Fall durch Don Juans Hand, die Verbindung mit dem kalten, unmännlichen, ordinären Don Ottavio, den sie einst zu lieben glaubte — selbst die im Innersten ihres Gemüts in verzehrender Flamme wütende Liebe, die in dem Augenblick des höchsten Genusses aufloderte und nun gleich der Glut des vernichtenden Hasses brennt: alles dieses zerreißt ihre Brust. Sie fühlt, nur Don Juans Untergang kann der von tödlichen Martern beängsteten Seele Ruhe verschaffen; aber diese Ruhe ist ihr eigner irdischer Untergang. — Sie fordert daher unablässig ihren eiskalten Bräutigam zur Rache auf, sie verfolgt selbst den Verräter, und erst als ihn die unterirdischen Mächte in den Orkus hinabgezogen haben, wird sie ruhiger — nur vermag sie nicht dem hochzeitlustigen Bräutigam nachzugeben: lascia, o caro, un anno ancora, allo sfoga del mio cor! Sie wird dieses Jahr nicht überstehen; Don Ottavio wird niemals die umarmen, die ein frommes Gemüt davon rettete, des Satans geweihte Braut zu bleiben.

Wie lebhaft im Innersten meiner Seele fühlte ich alles dieses in den die Brust zerreißenden Akkorden des ersten Rezitativs und der Erzählung von dem nächtlichen Überfall! — Selbst die Szene der Donna Anna im zweiten Akt: Crudele, die, oberflächlich betrachtet, sich nur auf den Don Ottavio bezieht, spricht in geheimen

Anklängen, in den wunderbarsten Beziehungen jene innere, alles irdische Glück verzehrende Stimmung der Seele aus. Was soll selbst in den Worten der sonderbare, von dem Dichter vielleicht unbewußt hingeworfene Zusatz:

forse un giorno il cielo ancore sentirà pietà di me! —

Es schlägt zwei Uhr! — Ein warmer elektrischer Hauch gleitet über mich her — ich empfinde den leisen Geruch feinen italienischen Parfüms, der gestern zuerst mich die Nachbarin vermuten ließ; mich umfängt ein seliges Gefühl, das ich nur in Tönen aussprechen zu können glaube. Die Luft streicht heftiger durch das Haus — die Saiten des Flügels im Orchester rauschen — Himmel! wie aus weiter Ferne, auf den Fittichen schwellender Töne eines luftigen Orchesters getragen, glaube ich Annas Stimme zu hören: Non mi dir bell' idol mio! — Schließe dich auf, du fernes, unbekanntes Geisterreich — du Dschinnistan voller Herrlichkeit, wo ein unaussprechlicher, himmlischer Schmerz, wie die unsäglichste Freude, der entzückten Seele alles auf Erden Verheißene über alle Maßen erfüllt! Laß mich eintreten in den Kreis deiner holdseligen Erscheinungen! Mag der Traum, den du bald zum Grausen erregenden, bald zum freundlichen Boten an den irdischen Menschen erkoren — mag er meinen Geist, wenn der Schlaf den Körper in bleiernen Banden festhält, den ätherischen Gefilden zuführen! —

Gespräch des Mittags an der Wirtstafel, als Nachtrag

Kluger Mann mit der Dose, stark auf den Deckel derselben schnippend: „Es ist doch fatal, daß wir nun so bald keine ordentliche Oper mehr hören werden! aber das kommt von dem häßlichen Übertreiben!“

Mulattengesicht: „Ja ja! hab's ihr oft genug gesagt! Die Rolle der Donna Anna griff sie immer ordentlich an! — Gestern war sie vollends gar wie besessen. Den ganzen Zwischenakt hindurch soll sie in Ohnmacht gelegen haben, und in der Szene im zweiten Akt hatte sie gar Nervenzufälle —“

Unbedeutender: „O sagen Sie —!“

Mulattengesicht: „Nun ja! Nervenzufälle, und war doch wahrlich nicht vom Theater zu bringen.“

Ich: „Um des Himmels willen — die Zufälle sind doch nicht von Bedeutung? wir hören doch Signora bald wieder?“

Kluger Mann mit der Dose, eine Prise nehmend: „Schwerlich, denn Signora ist heute morgen Punkt zwei Uhr gestorben.“

W. H. Riehl:
Das Quartett

Erstes Kapitel

Eine Tagereise von Wien lag einsam das alte Schloß Strüth, in welchem vor siebzig Jahren der Freiherr Leopold von Strüth lebte und geigte. Die Musik war ihm das fünfte Element, aber Musik mit Auswahl; denn er liebte nur gute Musik und hielt ein echtes Streichquartett für die beste unter der guten.

Jeden Montag war Quartett auf Schloß Strüth, wobei der Freiherr die Bratsche spielte, und sein Gutsnachbar, der Graf Thürmer von Neuhaus, die erste Geige; jeden Donnerstag hingegen ritt der Freiherr nach Neuhaus zum Quartett beim Grafen.

Der Bediente des Freiherrn durfte Montags zwar die Wachslichter ins Musikzimmer tragen, aber sie aufstecken oder gar anzünden durfte er nicht, das tat der Herr mit eigener Hand. Er war sonst recht bequem und ließ sich gerne bedienen, nur nicht fürs Quartett; denn da konnte er selber sich's kaum recht machen, geschweige ein Bedienter. Und wer ihn vor oder während des Quartetts sah, der mußte ihn für einen rechten Pedanten halten; allein das war er bloß in diesem besonderen Falle, und hier war er pedantisch nicht aus Pedanterie, sondern aus Ehrfurcht vor den höchsten Offenbarungen

der Kunst. Darum wusch er sich auch allemal die Hände, bevor er ans Quartettgeigen ging, nicht weil sie schmutzig gewesen wären, sondern wie zu einer symbolischen Reinigung, gleich dem Priester, der sich für ein Opfer im Allerheiligsten rüstet.

Jeder Quartettabend ward für ihn zum vollen Quartettage. Schon der Morgen verging in emsiger Vorarbeit. War es Winter, so mußte das Quartettzimmer schon tags vorher geheizt werden, damit sich die Instrumente an die Wärme gewöhnten, und in keiner Krankenstube ward je das Thermometer sorgsamer beobachtet. Vierzehn Grad Reaumur erklärte der Freiherr für die wahre Quartettemperatur, während er sonst in den Wohnräumen seines Schlosses an sechzehn Grad gewöhnt war. Er schätzte aber den inneren Wärmezuschuß, welchen ein herzbewegendes Quartett gibt, nach langjähriger Erfahrung auf zwei Grad, so daß Haydn und Mozart, die überwiegend gespielt wurden, bei zweiundfünfzig Quartettabenden im Jahre wohl eine Heizkraft von anderthalb Klaftern Buchenholz darstellten.

Zahllose kleine Geschäfte erfüllten den Quartettag; dem Musiker wären sie lästig gewesen, dem Musikfreunde sind sie heiter und behaglich; denn sie sind ein Vorgeschmack der Quartettseligkeit des Abends, und wenn der Freiherr Montags höchst eigenhändig die Geigen abwischte und die vier Stühle zurechtrückte, so dünkte ihm das schon halbe Musik.

Ganze Musik aber war ihm die wichtigste Vorarbeit: die Auswahl des Programmes. Indem er da die Noten-

hefte prüfte und verglich, wählte und verwarf, die Hauptthemen sang und pfiff, spielte er morgens schon im Geiste Quartett, wie abends mit dem Fiedelbogen. Und wer weiß, welches der reinere Genuß war? Längst verhallte Erinnerungen rauschten aus den Notenblättern auf. Denn was versetzt uns unmittelbarer in vergangene Tage zurück, als das Wiedererklingen einer Weise, die wir damals hörten, und wie oft täuschen wir uns selbst und halten eine schwache Musik bloß darum für wunderschön, weil sie uns an eine wunderschöne Zeit erinnert, wo wir ihr zum erstenmal lauschten!

Und in dem Musikzimmer konnte man so weltvergessen geisterweise in Tönen träumen, auch am hellen Tage. Das Schloß lag einsam auf einem Hügel am Waldessaum, die grünen Wipfel schauten zu den Fenstern herein, und höchstens vernahm man da süßen Vogelschlag leise von fernher. Sonst war alles stille. Der Freiherr hatte keine Familie außer einer Tante, einer alten, schweigsam, geräuschlos waltenden Witwe, welche ihm mit einer kleinen Dienerschaft haushielt in den weiten, schweigenden Räumen. Man konnte glauben, das ganze Schloß schlafe, und die Bewohner wachten nur auf, um zu geigen.

In dieser tiefsten Stille also machte der Freiherr stille Musik, wenn er in seinen Noten blätterte wie in einem Geschichtenbuch aus alter Zeit. Trauliche Bilder schauten ihn dazu von den Wänden des Musikzimmers an, Landschaften und Stilleben guter älterer Meister. Es war ein Tempel friedlicher, heiterer, sinniger Kunst.

Nur ein Bild paßte nicht zu den anderen; in dem kalten antikisierenden Stil der damaligen Pariser Schule stellte es Erato dar, die Muse des Liedes und der Liebe im Liede. Der Kopf war ohne Zweifel Porträt; man porträtierte damals wohl Kinder als geflügelte Genien, Damen als Göttinnen. Aber während der Freiherr, wenn er musikalisch träumend auf und ab schritt, bald einen Everdingen, bald einen Mignon wohlgefällig betrachtete und seine Quartetthemen im Anschauen immer lauter und lustiger pfiff, verstummte er vor diesem Bilde, ward zerstreut und verließ wohl gar den vertrauten Raum. Es schien, als ob dieses Gemälde, welches dem Gegenstande nach von allen ganz allein musikalisch aussah, das einzige unmusikalisch stimmende Bild wäre.

Ja noch mehr! Kam der ersehnte Abend und zündete der Freiherr die Lichter an, so mußte der Bediente die Erato jedesmal mit einem grünen Tuche verhängen. Hätte es der Bediente je versäumt und der Blick des Herrn wäre im Spielen auf das Bild gefallen, so würde er das ganze Zusammenspiel unfehlbar umgeworfen haben: Eratos Auge hätte ihn aufgeregt, in einen fremden, trüben Gedankengang hineingezogen, und zum Quartettgeigen braucht man Sammlung, Ruhe und innere Heiterkeit.

Zweites Kapitel

Am Abende des 10. Mai 1799 zog ein schweres Donnerwetter gegen Schloß Strüth heran, wo der Freiherr bereits seit einer halben Stunde im Musikzimmer

stimmte, des Eintritts der Mitspieler gewärtig. Unter dem Heulen des Windes und dem Klirren der Scheiben erschien Schlag sieben Uhr das Violoncell und die zweite Geige in der Gestalt des freiherrlichen Gutsverwalters und des alten Kammerdieners, denn auf Strüth nahm man nur solche Leute in Dienst, die in der Violinschule wenigstens bis zur dritten Lage sich hinaufgegeigt hatten. Jene beiden waren freilich bloß „stumme Personen", wie man in der Theatersprache sagt, sie geigten fest und redeten nur, wenn sie gefragt wurden.

Desto gesprächiger war der vierte oder vielmehr der erste Mann, die erste Geige, welche diesmal ein wenig auf sich warten ließ, Graf Thürmer von Neuhaus. Dampfend vom scharfen Ritte trat auch er endlich herein, gerade vor Torschluß, denn im selben Augenblick begann der Regen stromweise niederzustürzen, und Blitz und Donner nahten in immer kürzeren Pausen.

Dem Grafen folgte sein Diener, einen Geigenkasten unterm Arm.

Diesen Geigenkasten blickte der Freiherr so verdächtig an, daß er den Grafen beinahe übersehen hätte; denn er — der Geigenkasten — war ein unberufener Eindringling, und der Haus- und Quartettherr ahnte wohl dessen Bedeutung. Graf Thürmer war nämlich ein Geigennarr; er hatte auf Neuhaus ein ganzes Lager von alten Geigen, echten und unechten, die er alle als vortrefflich pries: die echten, weil sie echt waren; die unechten, weil sie von Rechts wegen hätten echt sein

sollen. Er liebte die Musik, weil er die Geigen liebte, und glaubte, Mozart und Haydn hätten eigentlich nur deshalb so wundervoll komponiert, damit Stradivari und Guarneri ihre Geigen nicht umsonst so wundervoll geleimt und gehobelt hätten.

Beim Freiherrn war es umgekehrt. Er schätzte eine gute Geige, weil er eine gute Musik liebte, und der Graf meinte, das heiße doch die Welt auf den Kopf stellen. Da es aber hierüber in früheren Jahren manchmal zum Streit gekommen war, indem der eine Geigen geigen, der andere aber Musik geigen wollte, so hatte man sich über ein festes Grundgesetz geeinigt. Spielte Montags das Quartett auf Schloß Strüth, so stellte der Freiherr vier gleichartige Instrumente von Stainer, und kein anderes sollte berührt, am wenigsten eine fremde Geige mitgebracht werden. Desgleichen bestimmte der Freiherr das Programm des Abends, und niemand sollte ein anderes Musikstück auch nur zu wünschen wagen. Musizierte man dagegen am Donnerstag beim Grafen, so war dieser der Quartettherr, er konnte Geigen vorführen, so viele er wollte, und Tonstücke auflegen nach Belieben; der Freiherr war dann sein Vasall, mit Schild und Speer (das heißt mit Fiedel und Fiedelbogen) zu jedem Dienste treu und gehorsam.

Es mußte wohl eine ganz außerordentliche Geige sein, ein großer Fund, der dem Grafen keine Ruhe ließ, daß er so den Montag zum Donnerstag gemacht und das fremde Instrument gesetzwidrigerweise mit herübergebracht hatte.

„Ich bringe da etwas ganz Neues, etwas uralt Neues!“ rief er in brennender Mitteilungsbedürftigkeit. Allein der Freiherr unterbrach ihn im festen Gebietertone des Quartettherren, während er ihm als einem alten Freunde doch zugleich freundlich lächelnd auf die Schulter klopfte: „Auch ich habe eine Neuigkeit oder vielmehr zwei, eine große und eine kleine; die kleine ist ein Quartett von Haydn, neu für uns; spielen wir dies zuerst, dann werde ich nach dem Finale meine große Neuigkeit eröffnen.“

Der sonst so schweigsame Gutsverwalter räusperte sich und stotterte auch etwas von einer Neuigkeit, welche er mitgebracht, und griff nach der hinteren Rocktasche, als ob er sie da herausholen wollte. Allein ein strafender Blick seines Herrn traf ihn so scharf, daß er verstummte und die Hand ganz langsam und leer aus der Tasche zurückzog.

Der Graf aber trat kühn gegen die Lichter und hielt eine prächtige Guarneri-Geige in die Höhe. „Welche Anmut der Form!“ rief er; „die Mediceische Venus hat keine reizendere Taille als diese Guarneri! Welch unvergleichlicher Schnitt der F-Löcher! Kein Bildhauer hätte die Schnecke zierlicher winden können! Vor allem aber bewundert diesen edeln, leuchtenden, spiegelklaren, unversehrten echten altitalienischen Öllack! Er ist mir lieber als ein ganzes Gemälde in Öl. Ein Öllack — —“

Hier schlug ein Blitz herab, als ob er mitten durchs Schloß gefahren sei, ein kurzer Donner wie ein Kanonenschuß krachte im selben Augenblicke nach, und schwere

Steine rasselten vom hohen Giebelschornstein. — „Gott steh' uns bei!" rief der Kammerdiener; — „Jesus, Maria und Joseph!" der Verwalter; — „es hat eingeschlagen!" der Freiherr und sprang hinaus.

„Ein Öllack," fuhr der Graf begeistert fort und faßte den Verwalter, der auch hinaustrachtete, am Rockknopf; „hören Sie, ein Öllack, wie er außerdem gar nicht mehr auf unsere Zeit gekommen ist. Der Teufel hole — —"

Bei diesen Worten fuhr ein zweiter Blitz hernieder, daß die ganze Stube wie im Feuer aufleuchtete. — „Um Gottes willen, fluchen Sie nur jetzt nicht, fluchen Sie nicht das Schloß in Brand!" flehte der Verwalter.

Aber der Graf faßte ihn nur etwas fester, nämlich am ganzen Kragen und fuhr fort: „Ich sage, der Teufel hole die neuen Geigenmacher, welche mit ihrem niederträchtigen Spirituslack nicht nur ihre eigenen schlechten Fiedeln verpfuschen, sondern oft genug auch noch die edelsten alten Geigen dazu."

Dann ließ er den Verwalter los und spielte mit keckem Bogen die Tonleiter auf und ab auf der wundervollen Guarneri und prüfte alle Saiten und Lagen, bis endlich der Freiherr zurückkam und meldete, es habe in einen Baum neben dem Schlosse geschlagen, ohne weiteren Schaden. Hierauf aber wandte er sich zum Grafen und fragte ihn trocken, ob denn dieser edelste Öllack etwa auch den Ton der Geige veredle?

„Der Ton", erwiderte jener, „wird dadurch nicht besser und nicht schlechter; aber ein echter italienischer

Lack ist eine Augenweide an und für sich, und ohne ihn wäre die schönste Geige ein totes Bild, wie ein Menschengesicht ohne den verklärenden Lichtglanz des Auges."

„Nun gut," sprach der Freiherr, „so wollen wir nachher diesen in Öl leuchtenden Seelenblick deiner Guarneri bewundern, vorerst aber greifen wir zu unseren altgewohnten Instrumenten und zum Quartett" — und er begann das a zu streichen, und dies war das Signal, daß jedes Gespräch verstummen solle. Der Graf biß sich in die Lippen und stimmte die dargereichte Stainer-Geige so heftig, als wolle er alle vier Saiten durch und durch spielen, und das Quartett begann.

Der erste Satz — in C-Dur — hob ganz gemächlich an, steigerte sich aber bald zu einem überraschend schwierigen Tongewebe. Das war dem Grafen ganz recht; denn er spielte leicht und keck, fast wie ein Virtuose. Der Freiherr dagegen, bei welchem die Musik so überwiegend inwendig saß, spielte schwach und war im Zählen noch schwächer. Nun verließ er sich gewöhnlich darauf, daß ihm der Guts- und Quartettnachbar zur rechten Zeit einhelfe, vorzähle und sonst einen kleinen musikalischen Rippenstoß gebe. Allein die Hilfe blieb diesmal aus. Der Graf war ganz versunken in seine erste Stimme und ließ den armen Bratschisten hilflos suchend umherirren, bis er im nächsten Wirtshause, das heißt beim nächsten Halt, mit den anderen wieder zusammentraf. Der Freiherr merkte wohl, daß dies die Buße für den Öllack sein solle, und fand

seinen Freund, der auch als Mensch ganz besonders durch Lack und Schnitt glänzte, diesmal unangenehmer als je zuvor. Es dünkte ihm impertinent, daß ein Graf so fertig geige, als ob er ein Musikant sei, und über diesem Gedanken verlor er völlig den Boden und „schwamm“ und konnte kein Ufer gewinnen. So fing man denn den Allegrosatz vier- bis fünfmal wieder von vorn an und schlug sich zuletzt auch mühsam bis zum Ende durch; allein die Aufgabe war und blieb zu schwer, und man kam zu keinem reinen Genuß des Ganzen.

Obgleich nun aber der Freiherr das Spiel zumeist verdorben hatte, ahnte und erriet er doch am tiefsten die verlorenen Schönheiten des Werkes, und da er sie auf seiner Bratsche nicht hatte klarmachen können, so begann er, während man eine Weile verschnaufte, dieselben um so beredter mit Worten zu erklären. Das ärgerte nun wieder den Grafen, der so gut zu geigen, aber nicht halb so gut über das Gegeigte zu reden verstand, und er wandte sich deshalb, derweil sein Freund ästhetisierte, an den Verwalter und fragte nach seiner Neuigkeit in der hinteren Rocktasche.

Der Freiherr schaute auf sein Notenblatt und sprach, halb in sich hinein, halb für die anderen: „Der Anfang ist ganz schlicht, ruhig, bescheiden; das hat Haydn oft: man erwartet ein sinnig gemütliches Stück — —“

„Karlsruhe, den 30. April“, las der Graf mit halber Stimme in einem Zeitungsblatte, welches der Verwalter aus seiner hinteren Rocktasche gezogen. —

„Der Rastatter Kongreß hat ein schreckliches Ende genommen. Da der Erzherzog Karl die Franzosen in den letzten Wochen über den Rhein zurückgeworfen hatte, so rüsteten sich die französischen Gesandten zur Abreise. Allein —“

„Allein gefesselt von den einfachsten Melodien,“ fuhr der Freiherr fort, „von den unscheinbarsten Themen, aus denen sonst kein Mensch etwas Gescheites machen könnte, werden wir mit jedem Takte durch neue Tongebilde überrascht. —“

„Kaum sind sie vorgestern abend um zehn Uhr zum Tore hinausgefahren, so wird ihr Wagen von Szekler Husaren angefallen, und die zwei Minister Robertjot und Bonnier werden mit Säbelhieben jämmerlich erschlagen; —“

„Recht heiter beginnt der Satz; zu tief bewegendem Ernste aber wächst er empor im zweiten Teile; —“

„Der dritte, Debry, wird schwerverwundet in den Chausseegraben geworfen; —“

„Denn das ist die wunderbare Art dieses Mannes, daß er uns oft da am innigsten rührt, wo er scherzt und lächelt, —“

„Indem er sich aber tot stellt, begnügen sich die Szekler, ihn auszuplündern und liegen zu lassen. —“

„Und indem er schwermutsvoll klagende Weisen anstimmt, überkommt uns eine stille Seligkeit, ein heiterer, heiliger Friede, —“

„Halbtot, halbnackt, mit Schmutz und Blut bedeckt, rafft er sich bei Tagesanbruch aus dem schlammigen Chausseegraben auf, —“

„Was ist das?“ rief der Freiherr, wie aus einem Traume erwachend. „Wovon redest du?“

„Nun, von Debry, dem französischen Gesandten! — aus dem schlammigen Chausseegraben auf und kommt, von den umherstreifenden Soldaten ungesehen, wieder in die Stadt zurück. Der österreichische Oberst Barbaczy hat die Papiere der französischen Gesandten mit Beschlag belegt; Debry wurde gestern unter militärischer Bedeckung sicher hierher geleitet. Niemand weiß sich das Rätsel der Greueltat zu lösen; denn obgleich jene Franzosen durch ihre Anmaßung und Arglist jedes deutsche Herz empörten, so standen sie doch als Gesandte unter völkerrechtlichem Schutz, und dieser Mord ist eine unerhörte Greueltat, deren Folgen kein Mensch abzusehen vermag.“

Der Freiherr nahm dem Grafen die Zeitung aus der Hand, um nun auch den Anfang des Artikels zu lesen. Er starrte in tiefem Sinnen noch lange in das Blatt, als schöpfe er eine ganze Welt von Tatsachen und Gedanken aus den wenigen trockenen Zeilen.

Inzwischen examinierte der Graf den Verwalter, wie ihm die fremde Zeitung zugekommen; denn in den Wiener Blättern stand noch nichts von dem Morde. Es fragte sich überhaupt, was man in Wien von dem Ereignis wollte wissen lassen, und inwieweit Thugut und Lehrbach, die leitenden Staatsmänner Österreichs, demselben nah oder ferne standen. Das reizte den Scharfsinn des Grafen, und seine Einbildung erging sich in hundert neugierigen Fragen, indes er auf der Guarnerigeige seltsame Figuren, Triller und Doppelgriffe phanta-

sierte, als wolle er die Irrgänge der Diplomatie in Musik übersetzen; und dazwischen hielt er wieder ein und beliebäugelte die schöne Geige wie das Bild eines reizenden Mädchens.

So der Geigenfreund. Der Freiherr, der Musikfreund, legte die Bratsche weg und es war ihm, als sei es fast Sünde, jetzt noch gemütlich Musik zu machen. Sein sittliches Gefühl war empört. Wie mußte die Freveltat auf Europa, wie mußte sie auf das ohnehin schon so wahnsinnig überreizte französische Volk wirken! Und welche Gewitterluft lagerte über Europa, welche Stürme zogen gegen das Vaterland heran! In Italien und am Rhein kämpften die Österreicher gegen die Franzosen, Tausende von Landsleuten bluteten vielleicht in dem Augenblicke, das ganze Schicksal des Deutschen Reiches entschied sich vielleicht eben jetzt, wo man hier so weltvergessen im Quartett sich vergnügte.

Er hatte sich kindisch gefreut auf diesen Abend und schämte sich jetzt, daß er sich gefreut hatte, und der Graf, sein alter Freund, erschien ihm mit jeder Minute fremder, abstoßender; er hätte ihm die Guarneri aus der Hand reißen und sie zum Fenster hinauswerfen mögen.

Allein er faßte sich wieder und sprach: „Unser Spiel geht heute schlecht zusammen; dem Grafen ist der Blitz in seinen italienischen Ollack gefahren und mir der Gesandtenmord in mein Quartett. Ich wollte euch mit einer fröhlichen Botschaft überraschen und weiß nicht mehr, ob es recht ist, sich jetzt von Herzen zu freuen. Doch versuchen wir's noch einmal mit der Kunst. Die

Musik ist eine so göttliche Trösterin und trägt unser Gemüt so rein zum Himmel empor, daß ich manchmal sage, eine echte Musik ist auch ein Gebet, und warum sollen wir dann nicht beten oder musizieren in dieser Stunde? Stimmen wir also die Geigen aufs neue zum zweiten Satze!"

Den zweiten Satz des Quartetts bildeten aber jene ergreifenden Variationen über „Gott erhalte Franz den Kaiser". Schon bei den ersten so feierlich innigen Takten verklärte sich das Auge des Freiherrn, und auch die anderen atmeten tief auf. Die Musik klang ja so trostvoll, und der patriotische Bratschist fürchtete sich alsbald nicht mehr der Sünde, jetzt Musik zu machen; denn es war ihm, als spreche aus diesen Tönen eine Verheißung, daß das Vaterland nicht gar zu Grunde gehen solle. Als alle tief gerührt und hoch erhoben die letzten kirchenfeierlichen Akkorde gespielt, rief der Freiherr: „Gottlob, das war eine rechte Musik der Genesung, und jetzt ist mir auch die Zunge gelöst für meine zweite Neuigkeit! Ich habe den Meister dieser Töne, ich habe Joseph Haydn, den ich so lange schon vergebens zu sehen begehrte, hierher aufs Schloß eingeladen, und er wird kommen. Das wird ein Fest werden! Dann müssen wir ihm seine Quartette vorgeigen, daß er seine Lust daran haben soll. Und was ist köstlicher, als einem Manne endlich einmal dankend die Hand drücken zu dürfen, der uns — unbekannt und ferne — durch seine Werke seit langen Jahren schon so befreundet begleitet hat, ein Fremder und doch zugleich der teuerste alte Freund!"

Selbst der Graf wurde jetzt angesteckt von der Begeisterung des Freiherrn; sie jubelten miteinander so hoch, wie man es nur in dieser fieberglühenden Zeit konnte und heutzutage gar nicht mehr vermag, stießen an mit den Gläsern und tranken und geigten die halbe Nacht hindurch. Der Ollack, das verunglückte Allegro und der Rastatter Gesandtenmord wurden ganz vergessen, und die inwendige Musik siegte über die Politik und die Geigen und löste alle vorbereiteten und unvorbereiteten Dissonanzen zur lauteren Harmonie — sogar im Gemüte des Kammerdieners, den es anfangs schwer beunruhigt hatte, daß er nächster Tage den Haydn, einen bürgerlichen Musikanten, wie einen Edelmann werde bedienen müssen.

Drittes Kapitel

Die ganze Woche ward gerüstet auf den Empfang des Gastes. Und da der Herr des Hauses vor lauter Musik nun gar nicht mehr zu haben war, und die alte Tante siech und hinfällig, so hatte diese des Grafen Schwester von Neuhaus herübergebeten, damit dieselbe anordnend und repräsentierend ihren Platz einnehme.

Gräfin Helene Thürmer auf Neuhaus war nach ihrer eigenen Ansicht noch jung, nach der Ansicht ihres Taufscheins war sie sechsunddreißig Jahre alt. Früher blendend schön, fesselte sie noch immer durch stolzen, untadeligen Wuchs, edles Profil und geistvolles Auge, und da Vater Haydn auch in seinen alten Tagen schöne

Mädchen gerne sah, so taugte sie diesmal besonders zur Rolle der Wirtin. Dazu verstand sie gar wohl künstlerische Festtage anzuordnen und zu schmücken; denn hatte sie auch niemals etwas Ordentliches gelernt, so bewies sie doch Geschick für alles, trieb alle Künste ein bißchen und waltete mit Geschmack, wohin nur ihre feine Hand rührte. Insbesondere aber schwärmte sie für Musik und ließ oft den ganzen Tag das Klavier nicht kalt werden.

Allein gerade wegen ihrer Musikwut schwankte der Freiherr, ob er seine schöne Nachbarin höchst liebenswürdig oder ganz unausstehlich finden solle. Er hatte in diesem Punkte seine eigenen Erfahrungen gemacht und pflegte zu sagen: „Die unmusikalischen Frauenzimmer ärgern einen, weil sie die Musik nicht verstehen, die musikalischen, weil sie die Musik mißverstehen."

In früheren Jahren verband ihn nämlich eine lang genährte, tiefe und gegenseitige Neigung mit jener vornehmen Dame, welche als Erato im Musikzimmer hing, mit ihrem rechten Taufnamen aber eigentlich auf gut Wienerisch Babette hieß. Sie hätten sich gerne geheiratet, allein aus Familieninteressen mußte Babette den Rittmeister von Gretenstein nehmen. Das war der bitterste Schmerz gewesen, welchen der Freiherr in seinem friedlichen Dasein jemals erlebt hatte, und der auch nach Jahren noch oft genug insgeheim an seinem Herzen nagte. Babette aber hatte so wenig musikalisches Gehör, daß sie nicht einmal die falschen Töne empfand, welche ihr Geliebter zeitweilig seiner Bratsche entlockte.

Trotzdem ließ sie sich ihm zuliebe als Erato malen, quälte sich ihm zuliebe in die Musik hinein und lernte Klavier, oder vielmehr sie lernte am Klavier, daß sie mit bestem Willen kein Klavier lernen könne. Dies war dem Freiherrn ein großer Kummer; doch als der größere Kummer kam und Erato einen anderen heiratete, ward ihm jener erste Kummer wieder zum Troste; denn er meinte, es stehe sehr in Frage, ob eine Ehe zwischen einem so musikbedürftigen Manne und einer so musikarmen Frau dauernd hätte glücklich werden können.

Ganz im Gegensatze nun war Gräfin Helene durch und durch musikalisch. Wenn der Freiherr Quartett bei ihrem Bruder spielte, so saß sie allemal als die andächtigste Hörerin im Hintergrunde; sie jubelte mit dem Allegro, schwärmte mit dem Adagio, scherzte mit dem Menuett und redete wie ein Buch über die Schönheit des Gehörten. Der Freiherr aber behauptete, die Gräfin treibe nur Tendenzmusik. So lange er als mit Babetten verlobt gegolten, habe sie nur italienische Arien gesungen und Tänze gespielt, als Babette aber einen anderen geheiratet, da sei die Gräfin auf einmal klassisch geworden in ihrem Geschmack und bei den Quartetten aufgetaucht. Ihr Bruder liebe das Quartett um der Geigen willen, sie aber scheine es um des Geigers willen zu lieben. Und zwar sei diese Leidenschaft fürs Quartett merklich gewachsen, seit Helene das fünfunddreißigste Lebensjahr erreicht; wenn das so fortgehe und sie ledigerweise ins vierzigste eintrete, dann fange sie wohl gar noch selber zu geigen an. Bei einem Frauenzimmer, wie bei

einer guten Musik, dürfe man niemals die Absicht merken. Babette sei ein gar natürliches Mädchen gewesen, aber ohne alle Musik; Helene sei eine rechte Kokette, aber ganz von Musik erfüllt. Übrigens wisse man doch nicht, was das Schlimmere sei. Denn Babette sei mit aller Natur niemals musikalisch geworden, während Helene durch das unausgesetzte reinigende Bad des Quartettstudiums doch am Ende noch ein leidlich natürliches Frauenzimmer werden könne.

Auf den 18. Mai wurde Haydn erwartet. Weil aber alles so gar genau und schön zum Empfange vorbereitet worden war, so ging nun alles gerade ganz verkehrt. Und dies war das beste.

Der Freiherr fuhr zur nächsten Stadt, um mit eigenen Pferden den gefeierten Gast abzuholen; allein er verfehlte ihn; und so kam dieser ganz allein auf einem einspännigen Bauernwägelein. Die Gräfin hatte sich's gar fein ausgedacht, wie sie den Tondichter als einen „Fürsten der Kunst" begrüßen und dann einige passende Worte einstreuen wolle über „irdische Unsterblichkeit", welche gleichsam ein umgekehrter Adel sei, indem sie dem Namen im voraus für eine unabsehbare Zukunft Rang und Glanz verbriefe, wie der wirkliche gute Adel hinterdrein aus einer unabsehbaren Vergangenheit herauf.

Als Helene aber den unscheinbaren Mann vom Bauernwagen steigen sah, glaubte sie, es sei der neue Tierarzt, den man eilends zu dem wutverdächtigen Hühnerhunde des Freiherrn gerufen hatte, und schickte den Bedienten hinab, daß er den Doktor gleich in den Holzstall

führe, wo Hektor eingesperrt lag. Der Bediente aber kam bestürzt zurück und sagte, der Fremde habe sich geweigert, in den Holzstall zu gehen, er sei auch gar nicht der Hundedoktor, sondern Herr von Haydn selber. Nun war auf einmal der „Fürst der Kunst" und die Unsterblichkeit als umgekehrter Adel rein vergessen, die Gräfin begrüßte den Künstler mit Lachen und Entschuldigungen, und im Lachen errötete sie beschämt, was ihr viel schöner stand als jenes erhabene Zurückwerfen des Kopfes und stolze Lockenschütteln, mit welchem sie sonst Gäste zu empfangen pflegte.

Haydn fand die schöne Dame höchst natürlich und liebenswürdig (und das hatte seit langer Zeit kein Mensch gefunden) und plauderte sich rasch ins unbefangenste, anziehendste Gespräch. Er hatte in London gelernt, auch unter vornehmen Leuten sich leicht zu bewegen, hatte dazu aber auch seine bürgerliche deutsche Bescheidenheit heil und ganz wieder über das Meer zurückgebracht und redete so schlicht und fest, daß die Gräfin in denselben Ton eingehen mußte und gar keinen Platz fand für ihre gezierten Worte und geschnürten Gedanken.

So gingen die beiden am golden verglühenden Frühlingsabend im Schloßgarten auf und ab, und als sie im besten Zuge waren, erschien endlich auch der Freiherr, und Haydn deuchte ihm bald ein alter Bekannter, die Gräfin dagegen war ihm völlig neu; denn sie sprach heute ganz wie andere vernünftige Menschen, blickte und bewegte sich ohne alles tragische Pathos, wenn sie das Wetter und die Gegend pries, und, was

das größte Wunder, der alte Haydn schien ein besonderes Gefallen an ihr zu haben, während der Freiherr befürchtet hatte, sie werde ihm das ganze Schloß Strüth verleiden. Infolgedessen gefiel sie denn auch ihm ganz besonders, und er fand ihr griechisches Profil heute griechischer als je zuvor.

Auch der Graf gesellte sich jetzt zu den dreien, und die kleine Gesellschaft ging zum Abendtische auf die Terrasse des Gartens.

Nach vornehmer Leute Art fragte Graf Thürmer den berühmten Tonsetzer kurz und scharf, welches Werk ihn eben beschäftige. Haydn erwiderte, er ruhe sich aus von der „Schöpfung", das sei eine gar ernste Arbeit gewesen, weil Gott selber die Welt gemacht, aber auch eine gar heitere, weil er sie so schön gemacht habe. Als jedoch die anderen Genaueres von diesem eben vollendeten Werk wissen wollten, hielt er die Hand ans Ohr und sprach leise: „Hören Sie auf den köstlichen Gesang!" — Es zogen nämlich ein paar Bauernmädchen in der Ferne singend vom Felde heim, und dem Meister leuchtete die helle Freude über diese frische Musik aus den Augen, und als sie verklungen war, sagte er: „Ich glaube wohl auch eine oder die andere schöne Melodie erfunden zu haben; in England aber hörte ich einmal etliche Waisenknaben ein Kinderlied singen, da wurde ich ganz glücklich und traurig zugleich; denn eine so schöne Melodie hatte ich mit aller Kunst doch niemals gemacht, ja es schien mir die schönste, welche ich in meinem Leben gehört."

Die Gräfin lauerte längst, das Wort zu erhalten, und ihr Bruder begann eben von seinen Geigen, darum pries sie, rasch einfallend, des Meisters bescheidenen Sinn und brachte dann in kühnem Übergang ihren vordurchdachten Satz über die irdische Unsterblichkeit und den umgekehrten Adelsbrief.

Haydn, dessen linkes Ohr solchergestalt auf die Geigen und dessen rechtes auf die Unsterblichkeit hören mußte, fiel den beiden miteinander gewandt in die Rede.— „Mit der irdischen Unsterblichkeit, gnädige Gräfin, ist es gerade wie mit den alten Geigen, verehrter Herr Graf. Man sagt, eine Geige altert nicht, sie wird mit den Jahren immer besser und ist unsterblich (wenn sie nicht verbrennt oder zerschlagen wird). Allein das ist nicht ganz richtig. Hundert Jahre lang wächst eine gute Geige und wird immer edler im Ton und hält sich wohl auch noch weitere fünfzig Jahre auf der Höhe; dann aber wird das Holz schwächer, der Ton trockener, es geht ans Nachbessern, man unterlegt, füttert und stärkt die Decke, und eine geschickte Hand vermag die unsterbliche Geige noch weitere fünfzig Jahre in der Fülle ihrer Klangkraft zu erhalten. Nun aber ist es auch aus und vorbei. Die gefütterte Geige nimmt noch fünfzig Jahre in Ehren ab; tritt sie dann ins dritte Jahrhundert, so ist sie eine merkwürdige alte Schachtel geworden. Nur weil unser Leben so viel kürzer ist als das Leben einer Geige, glauben wir, die Geige altere nicht. Und so sprechen wir auch von unseren unsterblichen Werken, nur weil wir selber so gar sterblich sind

und ihre Dauer mit der viel kürzeren unserer eigenen Tage messen und es im glücklichsten Falle nicht mit ansehen müssen, wie sie eine Weile noch unterlegt und ausgefüttert werden, um endlich doch zu vertrocknen."

Alle schwiegen eine Weile. Dann aber bemerkte der Graf, mit dem Ausfüttern könne man wohl auch länger als fünfzig Jahre aushelfen, wenn man nur ein Holz nehme, welches eben so alt sei als die Geige selber. Er habe zur Erhaltung einer hundertundfünfzigjährigen Amati die Spitze seines Schloßturmes abbrechen lassen; denn die Balken des Turmdaches seien urkundlich auch gerade einhundertundfünfzig Jahre alt und von Wind und Sonne göttlich ausgetrocknet. — „Das ist nun ein wahrer Edelstein von einem Holze, dürr wie Stroh, außen ein wenig vom Wurme angenagt, gleichsam gestempelt, man riecht das edle Alter schon von weitem", so schloß der Graf begeistert und bot dem gefeierten Gaste einen halben Balken von zwanzig Fuß zum Geschenke.

Haydn lehnte dankend ab, und der Freiherr pries im stillen den bescheidenen Mann, weil er lieber von dem Gesang der Bauernmädchen als von seiner Schöpfung gesprochen; die Gräfin, weil er das Lob der Unsterblichkeit so fein gewendet, und der Graf, weil er seinen unschätzbaren Balken nicht angenommen hatte.

Hierüber war es dunkel geworden, und man begab sich ins Musikzimmer zum Quartett. Zu Ehren des Gastes war eines seiner schönsten Werke aufgelegt. Das Allegro gelang wider Erwarten; der Freiherr warf nur

dreimal um, weil ihn der Gedanke verfolgte, daß Gräfin Helene heute viel liebenswürdiger sei als jemals in ihrem Leben. Haydn hörte mit bewundernswürdiger Geduld; er zählte nicht zu jenen Tonsetzern, welche gleich Krämpfe kriegen, wenn ihre Noten nicht genau so vorgetragen werden, wie sie sich dieselben im Geiste gesungen haben, und lobte den Eifer der Spieler, sagte ihnen aber auch deutsch heraus, wo gefehlt oder der Sinn vergriffen worden war.

Dadurch wuchs ihnen Lust und Mut, und das Adagio gelang noch viel besser; der Freiherr kam nur einmal aus dem Takte und versuchte dann an vier verkehrten Stellen wieder einzusetzen, schreckte aber nach den ersten falschen Noten immer wieder zurück, wodurch eine etwas befremdend dramatische Bewegung in den Gang der Harmonie kam. Doch das tat nichts; das Adagio war nicht umzubringen, und alle wurden gepackt von der tiefen und reinen Empfindung der wie in überirdischen Klängen dahinschwebenden Weisen.

Die Gräfin fragte den Meister, ob er sich nicht etwas ganz Besonderes gedacht habe bei der hohen und doch so süßen Lyrik dieses Satzes?

Haydn erwiderte, er denke sich freilich etwas Besonderes bei jedem seiner Tonstücke, mute aber keinem Menschen zu, das gleiche wieder zu denken, sondern sei zufrieden, wenn die Hörer nur empfänden, was er empfunden habe. Und so vergesse er denn auch oft wieder, welche besondere Gedankenkette ihn zu einem Musiksatze geführt. Vorhin freilich sei es ihm fast ge-

wesen, als klänge das in Liebe beseligende Walten einer edeln Frauengestalt aus den Tönen jenes Adagios, das er vor zwanzig Jahren gedichtet, heute wieder an sein altes Herz. Irre er sich dabei, so sei die holde Gegenwart der Gräfin wohl gar schuld, daß er nun meine, er müsse durch dieses besondere Gedankenbild damals zu dem Adagio gekommen sein.

Der Freiherr staunte bei diesen Worten, der Graf war befriedigt, die Gräfin entzückt.

Und so wuchs die Freude der glücklichen Menschen, und man geigte ein Quartett ums andere, und trank ein Glas edeln Weines ums andere, und obgleich sich Haydn anfangs geweigert hatte, auch einmal zur Geige zu greifen, so konnte er doch nicht widerstehen, als ihm die Gräfin selbst das Instrument gar anmutig darreichte, und spielte in einem Menuett die zweite Stimme, und der Freiherr wußte gar nicht, wie er's der schönen Helene danken solle.

Zum Schlusse aber brachten die beiden Männer noch eine Streitfrage in Quartettsachen vor den Richterstuhl des Vaters des deutschen Quartetts. Der Freiherr hatte, wann an den gewöhnlichen Montagen auf Schloß Strüth gespielt wurde, allezeit nur einen firnen Rheinwein auftragen lassen; denn er behauptete, die Kunst sei Erbauung; der Graf dagegen, welcher nicht bloß in seinen Geigen ein Feinschmecker war, bewirtete Donnerstags auf Neuhaus mit Champagner; denn er behauptete, die Kunst sei Genuß. Haydn sollte nun bestimmen, welcher Wein für ein rechtes Musterquartett passe.

Er sprach nach kurzem Besinnen, man müsse hier scharf unterscheiden. Beim Quartett tauge der Champagner nicht, sondern der firne Rheinwein; denn die Kunst sei Erbauung: — nach dem Quartett aber habe auch ein Glas Champagner sein Recht; denn in der Kunst werde die Erbauung selber zum Genuß.

Und nachdem dieser menschenfreundliche Schiedsrichterspruch für Strüth und Neuhaus feierlich und mit allgemeinem Beifall angenommen worden war, geleitete der glückselige Wirt seine Gäste zur wohlverdienten Ruhe.

Am folgenden Morgen schrieb Gräfin Helene unter anderem in ihr Tagebuch: Haydn auch in der Konversation ein Meister der Kunst, zwei scheinbar fremdartige Themen kontrapunktisch zu verbinden: Erschaffung der Welt und singende Bauernmädchen; Unsterblichkeit und alte Geigen, Rheinwein und Erbauung, Champagner und Genuß; Adagio in A-Dur und — — —, hier folgen drei verschämte Gedankenstriche.

Der Freiherr fand im Laufe des Tages zufällig dieses Blatt, und die Gedankenstriche machten ihm viele Gedanken. Er fühlte sich getroffen von der Wahrheit des Satzes: Haydn ein Meister der Kunst, zwei scheinbar fremdartige Themen kontrapunktisch zu verbinden, — freilich in ganz besonderem Sinne; denn es kam ihm vor, als seien er und Helene diese beiden fremdartigen Themen, welche der alte Hexenmeister ganz unter der Hand gleichfalls kontrapunktisch verbinde: so völlig verändert und so unvergleichlich liebenswürdiger erschien ihm Helene seit Haydns Ankunft.

Viertes Kapitel

Nur zu rasch verschwanden die Festtage, welche durch Haydns Besuch wie mit goldenen Lettern in die Chronik des musikalischen Schlosses eingezeichnet wurden. Der Freiherr und die Gräfin fanden sich aber auch nachher je in besonderer Weise angeregt von dem freundlichen Wesen des schlichten Mannes.

Helene hatte viel gelernt, nicht für die Musik, sondern fürs Leben. Sie hatte sich einen großen Künstler ganz anders gedacht: hoch hinaus, siegesbewußt, voll der eigenen Weisheit, lobbedürftig und schwer zu befriedigen, so etwa ein männliches Seitenstück ihrer eigenen Art. Statt dessen fand sie einen gemütlichen Alten, der sich nicht besser dünkte als andere Leute, ja, der sich's gar niemals merken ließ, daß er eigentlich ein berühmter Mann sei. Mit echt weiblichem Scharfblick erkannte sie sofort das Reizende dieses anspruchslosen Wesens und mit echt weiblicher Geschmeidigkeit ging sie nachahmend alsbald selber darauf ein. Sie sah, wie sehr dies Haydn und dem Freiherrn gefiel, und so gefiel auch sie sich denn in der natürlichen Rolle und spielte sie so fein, daß Kunst und Natur dem schärfsten Auge nicht mehr zu unterscheiden waren.

Der Freiherr hatte diesmal von Haydn nichts gelernt, weder als Mensch noch als Bratschist, und so innig er sich an ihm erfreute, war doch seine Schwärmerei zu unmittelbar, als daß er gerade jetzt besonders scharf über des merkwürdigen Mannes Worte und Wesen nachgedacht hätte.

Die Gäste reisten ab; es ward leer und still im Schlosse. Der Schloßherr empfand diese Stille zum erstenmal in seinem Leben unbehaglich. Aber seltsamerweise vermißte er den alten Haydn weniger als die Gräfin. Sie mußte doch nicht so gar unausstehlich sein, denn sie hatte ja Haydn, dem gewiegten Kenner, schier besser gefallen als die ganze übrige Gesellschaft; sie allein hatte ihn vermocht, das Menuett mitzugeigen, ja, beim Adagio in A sprach er gar von einem Vorschauen ihres Bildes — Helene und ein Haydnsches Adagio! — es mußte doch Poesie auf diesem Bilde ruhen.

Und während der Freiherr solchen Gedanken nachhing, wurde es ihm bald kalt, bald warm, als schleiche ein leises Fieber durch seine Seele.

Einen Augenblick sprach er recht kühl und vernünftig: „Helene dünkt mir jetzt so schön, weil sie mich an so schöne Tage erinnert. Ich bin verliebt in den Traum dieser Tage, soll ich mich darum in Helene verlieben? Sie gefällt mir, weil sie Haydn gefallen hat: liebt man jemals ein Mädchen, weil sie einem anderen gefällt? Sie ist mir ein Sinnbild der verklungenen Musikherrlichkeit: soll ich wohl gar ein Sinnbild heiraten?“

Dann aber besann er sich, es ward ihm heiß, und er meinte, die Sache habe doch ein anderes Gesicht: Helenens treue Neigung hatte sich seit Jahren ausgesprochen in ihrer Quartettreue; sie hatte ihren Geschmack dem seinigen geopfert; sie hatte sich veredelt durch seine Musik, sie war in die Quartettschule gegangen. Er

hatte ihre Koketterie hinweggegeigt, und dies war allerdings in jenen schönen Tagen zum erstenmal klar geworden, wo Haydn ihr die Meisterschaft wahrer Anmut bezeugte, indem er ihr Spiegelbild aus dem Adagio in A-Dur hervorstrahlen sah.

Und dann blickte der Freiherr weiter in die Zukunft. Sollte er für alle Zeit so einsam, familienlos auf seinem alten Schlosse sitzen bleiben? Sollte er sich nicht auch einen Stammhalter wünschen, nicht sowohl seines Hauses und Wappens — die Kunst hatte ihn über Standesvorurteile erhoben — als einen Stammhalter seines Quartetts? Sollten seine Notenschätze nach seinem Tode zerstreut, sollte auf Schloß Strüth nicht mehr gegeigt werden, wann einmal der Fiedelbogen seiner Hand entsunken war? Er stand im besten Mannesalter — vierzig Jahre — und bei der Gemütsruhe, welche ein regelmäßiges Hausquartett verleiht, hoffte er wohl über siebzig alt zu werden. Und in dreißig Jahren konnte er es nicht bloß zu einem quartettspielenden Sohne bringen, sondern zu einem ganzen Quartett von Söhnen. Dann mochte er seine letzten Tage in Frieden genießen und ruhig zuhören, wie die Kinder geigten.

Er drehte sich solchergestalt im fortlaufenden Zirkel zwischen Quartett und Helene, so daß er zuletzt beides gar nicht mehr voneinander trennen konnte, und obgleich es ihm von dieser steten Kreisbewegung fast schwindelte, ließ er sich doch gegen niemand etwas merken. Nur fiel es den Quartettgenossen auf, daß das Bild Eratos nicht mehr während des Spielens verhängt war, und

Joseph Haydn

Nach einem 1794 gemalten Bilde von G. Dance

daß der Freiherr auch nicht mehr zwanzig Takte statt zehn zählte, wenn er etwa beim Pausieren unversehens auf das Bild geblickt.

Plötzlich gab ein großes Ereignis den Ausschlag für Gräfin Helene, das war die Schlacht von Novi, in welcher Suwarow als Oberfeldherr des österreichisch-russischen Heeres die Franzosen niederwarf, am 15. August 1799. Schon im Juni und Juli waren kleinere Siegesbotschaften aus Italien gekommen und hatten das patriotische Herz des Freiherrn höher schlagen lassen. Während er's bei der Kunde des Rastatter Gesandtenmordes fast für sündlich hielt, in so greuelvoll schwerer Zeit einem heiteren Künstlerstilleben sich hinzugeben, ward es ihm jetzt so frei und hoch zumute, daß er niemals reiner sein Quartett genoß, als in diesem Lenz und Sommer, welche Kunst, Liebe, Natur und Politik im gleichen goldenen Sonnenschein erglänzen ließen.

Wären die Österreicher geschlagen worden, so hätte er sich als ehemaliger Offizier wieder zum Heere gemeldet; da aber das revolutionäre Frankreich gebrochen war und die gute alte Zeit wiederzukommen schien, war es denn doch besser, Quartett zu spielen und sich zu verlieben nach gutem, altem Brauche.

Der entscheidende Sieg in Italien hatte den Freiherrn in diesem Sinne bereits seit mehreren Tagen still und tief bewegt, als am 1. September der Brief eines Freundes eintraf, welcher bei Novi mitgekämpft und Genaueres über die Schlacht meldete. Der Freiherr geriet in hellen Jubel der Begeisterung, sang und pfiff

Quartetthemen und wurde von solch einem patriotisch-musikalischen Feuer ergriffen, daß er den Schluß des langen Briefes mit schwimmendem Auge und nur so obenhin aufs Ganze las, wie man am Klavier eine zwanzigstimmige Partitur zu lesen pflegt.

Dann ließ er satteln und sprengte zum Grafen nach Neuhaus; der Bediente mit einem schweren Pack Noten auf dem Mantelsack hinterdrein.

Dem Grafen eröffnete er sofort seine Kriegsneuigkeiten und gab ihm den langen Brief; der Gräfin hingegen überreichte er ein Notenheft aus dem großen Paket zum Geschenke und sprach: „Dies sind drei Klaviersonaten von einem jungen Manne namens Beethoven: — eine tief bewegte, seltsam aufregende Musik, hier und da etwas geschwollen und geschraubt, etwas eigensinnig und für den Spieler schwer zu behandeln, und dennoch voll bezaubernder Schönheit. Wenn der junge Mann erst einmal reif geworden ist für den Quartettsatz und seine Launen im strengen Anschluß an Mozarts und Haydns Schreibart abgeschliffen hat, dann kann etwas Ausgezeichnetes aus ihm werden."

Der Freiherr dachte aber bei diesen Worten zugleich und fast mehr noch an die Gräfin, welche auch für den Spieler so schwer zu behandeln war, jedoch Hoffnung gab, daß sie in der strengen Mozart-Haydnschen Quartettschule ihre Launen immer mehr abschleifen werde. Und indem er über die leidenschaftliche Empfindung der drei Sonaten sprach, kam er unvermerkt auf seine und der Gräfin leidenschaftliche Empfindung, und als er die

Kritik der Sonaten (Opus 2) zu Ende gebracht, hatte er zugleich der Gräfin seine Hand angetragen.

Gräfin Helene aber hatte diese Hand schon so lange erwartet, daß sie, nicht aus Überraschung, sondern vielmehr wegen völligen Mangels an Überraschung, gar nicht wußte, wie sie antworten solle. Allein als sie so verlegen in wirklich bezaubernder Schönheit dastand, gab ihr der Freiherr die Hand und umarmte und küßte sie, und wie sie dies alles geschehen ließ und erwiderte, das war auch eine Antwort.

Der Graf hatte in einer Fensternische den Brief gelesen. Er trat im selben Augenblicke hervor, als jene beiden die zärtliche Gruppe bildeten, und las laut: „Unter den Gefallenen beklagen wir leider auch den Rittmeister von — —; der Name ist so undeutlich geschrieben, wie lieseſt du ihn? — Gnetenheim oder Grebenheim?“

„Gretenstein?“ rief der Freiherr, ließ Helenens Hand fahren und griff nach dem Briefe. — „Gretenstein! — den Satz habe ich ganz übersehen; — Gretenstein, das ist der Gemahl Babettens!“

„Allein was habt denn ihr beide miteinander?“ fragte der Graf, welcher nun erst ahnte, was vorgegangen. Sein Freund aber war so betroffen von jenem Satz im Briefe, daß er nicht zu antworten vermochte, und Helene, welche vorhin nicht die Sprache gefunden hatte, ja zu sagen, mußte jetzt erzählen, daß sie ja gesagt, weil der Freund nun hierfür die Sprache nicht fand. Doch kam er nach wenigen Minuten wieder zu sich

selbst und zu Helenen zurück, und sie konnten sich alle drei erklären und aussprechen, sich freuen und beraten, hoffen und Pläne spinnen, und was man sonst bei Verlobungen zu tun pflegt.

Als der Bräutigam spät abends wieder nach Hause ritt, wußte er kaum, wohin er sein Pferd lenkte. Er fürchtete sich entsetzlich vor seinen eigenen Gedanken, die ihm grundschlecht vorkamen, vor denen er sich hätte ins Grab verstecken mögen, und die ihn doch nicht verließen. Der Rittmeister, welcher vordem zur rechten Zeit niemals hatte fallen wollen, mußte jetzt gerade zur unrechtesten Zeit gefallen sein. Die Schlacht von Novi hatte ihn — den Freiherrn — zum Bräutigam gemacht, und in dem Augenblick, da er eben Bräutigam geworden, erfährt er, daß durch dieselbe Schlacht von Novi seine frühere, nie ganz vergessene Braut Witwe geworden war. Im Jubel über den Brief aus Novi war er nach Neuhaus geritten, und doch wäre er vielleicht zu Hause geblieben, wenn er den Brief nicht gar zu musikalisch begeistert gelesen hätte, sondern Wort für Wort, wie man Briefe lesen soll, und nicht bloß ins Ganze, wie man eine zwanzigstimmige Partitur am Klaviere liest.

Zum erstenmal in seinem Leben räsonierte er über die Musik, tat aber sogleich wieder bei sich selber Abbitte; denn er wußte kaum, was freventlicher sei, daß er jetzt noch und wieder an Erato denke, oder daß er die Musik anklage, als habe sie ihm Helene für Erato untergeschoben.

Fünftes Kapitel

Im Spätherbst war die Hochzeit auf Neuhaus — natürlich reich mit Musik geschmückt. In der Kirche sang der Schulmeister: „O Isis und Osiris, schenket der Weisheit Geist dem neuen Paar", mit Orgelbegleitung und etwas verchristlichtem Texte. Vor den Fenstern des Schlosses stimmten Bauernmädchen das Lied an, welches Haydn so wohl gefallen. Außerdem aber hatte der Graf ein kleines Orchester zusammengebracht, das während der Tafel jene überaus frische und heitere D-Dur-Symphonie Mozarts spielte, die derselbe 1778 für das Fronleichnamskonzert in Paris geschrieben, obgleich sie eher an Figaros Hochzeit als an den Fronleichnam erinnert. Das Allegro begann bei den „Backhändeln", und das Finale schloß beim Pudding, und ungeachtet die Tischgesellschaft während des so überaus zarten Adagios gerade einen überaus zarten Rehbraten verarbeitete, genoß sie doch die Musik nicht minder als den Braten. Man bot damals die höchsten Gaben der Tonkunst noch anspruchslos dar und nahm sie harmlos hin, wo und wie man sie fand, und glaubte noch nicht, daß eine gute Musik besser und eine schlechte gut werde, wenn man recht viel Umstände damit mache. Zum Schlusse hätte der Freiherr noch gerne ein kleines Quartett gespielt; der Graf aber widerriet dem dringend und behauptete, für ihn sei heute der vierstimmige Satz durchaus ungeeignet und nur der zweistimmige zulässig.

Nach der Hochzeit kam gar vieles anders, als es

der Freiherr erwartet hatte. Dem sonnigen Sommer folgte ein kalter, stürmischer Winter.

In jenen Septembertagen, da unser Held im Siegesjubel zur Verlobung ritt und eine goldene Zeit allgemeinen Welt- und Quartettfriedens nahe wähnte, schwamm Bonaparte bereits auf dem Meere zwischen Ägypten und Frankreich, und als der Freiherr eben recht weltvergessen in den Flitterwochen schwärmen wollte, erschreckte ihn die Nachricht vom Staatsstreiche des achtzehnten Brumaire und der neuen Konsularherrschaft des gefürchteten Sohnes und Erben der Revolution. Des Freiherrn gründlicher deutscher Sinn ließ ihn über das kommende Geschick seines Landes und Volkes ebenso nachhaltig grübeln, wie über die Durchführung eines Quartettsatzes. Und er hätte so sehnlich gewünscht, daß die Deutschen in der Politik auch einmal Meister würden, wie in der Kammermusik. Es sah aber zurzeit noch gar nicht darnach aus.

Ganz anders dachte der Graf in derlei Dingen. Er fand es äußerst ergötzlich, daß in Paris schon wieder ein neuer Bühnenakt beginne, und daß man gar nicht mehr ins Theater zu gehen brauche, und dennoch in dem bunten Szenenwechsel von Revolutionen und Schlachten, von Thronensturz und Staatenaufbau die spannendsten Tragödien fortwährend umsonst zu sehen bekomme. Der Freiherr sagte: „Er betrachtet auch die Weltgeschichte unter dem Gesichtspunkte des Öllackes; der größte Ideenkampf fesselt ihn als Neuigkeit; Quartette schreibt man um der Geigen willen, und die Völker erwürgen sich,

damit dem Grafen Thürmer auf Schloß Neuhaus die Zeit nicht lang werde. Je näher wir beide uns treten, um so ferner rücken wir einander."

Das galt von Helenens Bruder, aber zum Glück nicht von Helenen. Sie schwärmte für alles Große, wenn auch meist übertrieben und manchmal verkehrt, und begriff und teilte ihres Mannes patriotischen Sinn und sein politisches wie sein musikasisches Lieben und Hassen.

Trotzdem fühlte sich dieser oft recht gedrückt in seiner jungen Ehe. Helene wollte ihm das Leben gar zu schön machen und übersah, daß eine liebenswürdige Genügsamkeit bisher der eigenste Schmuck dieses Lebens gewesen war. Sie wollte glänzen mit ihrem Manne und durch ihren Mann, aber dieser Mann war unglücklich, daß er nun auf einmal glänzen sollte. Sie diente, um zu herrschen. Der Freiherr seufzte: „Als Haydn zu Besuche kam, entdeckte sie staunend, daß ein Genie auch bescheiden sein könne, und sie ward bescheiden, weil sie ein Genie sein will. Jetzt bricht ihre anspruchsvolle Natur wieder hervor. Ich möchte Haydn auf ein ganzes Jahr zu Gaste bitten. Allein das würde doch nichts helfen, binnen Monatsfrist wäre ihr der bescheidene Mann langweilig, und um des bloßen Gegensatzes willen würde sie dann ganz hoffärtig werden."

Statt des einfachen Quartettes schlug Helene ein Orchester vor, auch hätte sie gerne kleine Opern auf Schloß Strüth aufgeführt und hatte einen fertigen Plan, wie das Musikzimmer zu einem Theater auszubauen

sei. Dem Manne schauderte vor diesem Plan, und er blickte schwermutsvoll nach dem Bilde der unmusikalischen Erato. — Helene, so dachte er still für sich, hat keinen Sinn für die Größe im Kleinen. Sie überbraust das Allegro und überempfindet das Adagio, das läßt sich hören; allein ihr mangelt jedes Verständnis fürs Andante. Und das ist ein großer Mangel; denn das Andante ist das wahre Tempo der Ehe. Zart, bescheiden, mäßig bewegt schwebt es einher, gemütvoll beruhigend und erquickend wie die echte Weiblichkeit.

In der Tat, je mehr sich Helene in ihrer neuen Würde fühlte und des endlich errungenen Sieges genoß, um so weniger fand und verstand sie das Andante.

So verging der Winter; in der Silvesternacht 1799 geigte man sich auf Schloß Strüth heiter und bewegt ins neue Jahrhundert hinüber, und als nun der Frühling kam und die gute Bauzeit, drang Helene immer bestimmter in ihren Gemahl, daß er das Musikzimmer erweitern möge zu einem Orchester- und Theatersaal. Und da er eben im Begriffe stand, auf ein paar Wochen nach Wien zu gehen, so könnte er dort ja gleich mit einem Baumeister Rücksprache nehmen.

Der Freiherr sagte: „Wir wollen den Saal bauen; aber ich fordere einen Preis von dir, den du vorauszahlen, eine Vorbedingung, welche du erfüllen mußt.“ — Und bei diesen Worten übergab er der Frau eine große Mappe und fuhr fort: „Diese Mappe nenne ich ein Schmuckkästchen; denn sie birgt allerlei kleine versteckte und verstaubte musikalische Schmuck- und Schaustücke,

allein es erfordert ein geübtes Auge, deren Wert zu erkennen. Versuch es mir zuliebe, ob du die hier eingeschlossenen Noten mit rechter Empfindung spielen kannst, dir und mir zum Genügen. Gelingt es dir, so gehen wir ungesäumt an den Saalbau."

Helene ging mit Freuden auf die Grille ihres Gemahls ein und öffnete nach seiner Abreise augenblicklich die geheimnisvolle Mappe. Eine Menge schlecht geschriebener Notenblätter mit vielen Korrekturen und Tintenflecken, vergilbt und abgegriffen, lag darin, die sahen gar nicht aus wie Prunk- und Schaustücke. So gar gefährlich schien diese Musik gerade nicht, wohl aber etwas langweilig. Es waren kleine Andantes, Menuette und Rondos aus Streichmusiksätzen vom älteren Stamitz, von Camerloher, Gaßmann, Cannabich, Holzbauer, Wagenseil und anderen halb verschollenen Komponisten, ziemlich ungeschickt fürs Klavier ausgezogen von der etwas kavaliermäßigen Notenhand ihres Mannes.

Die arme Helene plagte sich grausam, diesen trockenen, altmodischen Stücklein einigen Geschmack abzugewinnen. Die Musik war an sich zwar einfach; dennoch konnte sie vieles kaum lesen, so verworren war die Schrift, und kaum spielen, so holperig war der freiherrliche Klaviersatz, und wo sie etliche Takte bequem las und spielte, da empfand sie nichts und berührte nur mit den Fingern, nicht mit der Seele, die Tasten. Der Saalbau schien sich doch in einige Ferne zu schieben.

Dazu kamen äußere Störungen, welche ihr vollends alle Ruhe raubten für diesen verzweifelten Gaßmann,

Camerloher und Genossen. Große Truppenmassen zogen an Schloß Strüth vorüber, die Einquartierungen drängten sich; bei dem Trommelschall, welcher dem wirklichen Kampf, nicht der Parade galt, erzitterte auch das friedlichste Gemüt in kriegerischer Aufregung. Und Helene war nicht einmal ein friedliches Gemüt. Sie hätte lieber sich selbst gleich aufs Roß schwingen und mitreiten mögen, und sollte statt dessen den Geist des Andantes aus verblichenen Noten über sich kommen lassen.

Zu einigem Troste sah sie indes aus den Briefen ihres Mannes, daß es ihm draußen auch nicht friedlicher zumute war. Er schrieb im Juni von Wien, seine nahe Rückkehr ankündend: „In meinem Leben darf auf Schloß Strüth keine Note von Pleyel mehr gegeigt werden. Dieser Pleyel, der von einem darbenden Musiker zu einem reichen Musikverleger herabgesunken ist, widmet seinen Gesamtabdruck der Haydnschen Quartette dem Konsul Bonaparte! Meine Wiener Freunde lachten mich aus, als ich dafür Acht und Bann innerhalb des Strüthschen Gebietes über Pleyel verhängte. Wie darf ein Deutscher diese gemütlichste deutsche Musik dem ungemütlichsten Feinde Deutschlands huldigend zu Füßen legen! Und ich sagte jenen, die da lachten: der Konsul Bonaparte wird uns noch alle Quartettlust vertreiben, zum Danke dafür, daß man ihm unseren reichsten Quartettschatz gewidmet hat. Man faßt das nicht! Früher glaubte auch ich ganze sturmvolle zehn Jahre lang, wir könnten im Reiche ruhig zusehen, wenn

draußen die Völker sich zerkriegen, und könnten immer lustig Quartett dazu geigen. Aber seit mir der Rastatter Gesandtenmord einen der schönsten Quartettabende verdorben hat, denke ich anders. Die unterrichteten Leute werden hier nachgerade sehr bestürzt, es soll ganz schief gehen in Italien. Gestern sprach man von einem großen Siege, den unsere Armee bei Marengo erfochten, und heute heißt es, der Sieg sei ein Schreibfehler gewesen und müsse in Niederlage verbessert werden. Bonaparte wirft alles vor sich nieder; es kommt eine neue Welt und kommt eine neue Musik. Haydn war der letzte Fürst des Friedens in unserer Kunst. Ich schicke einige neue Werke von Beethoven nach Schloß Strüth; sie sind verführerisch schön. Allein ich bitte, spiele sie nicht, bevor Du Dich in dem Schatzkästlein der gekritzelten Noten recht heimisch fühlst und der Saalbau gesichert ist. Beethoven beunruhigt mich wie Bonaparte."

Bald nachher kehrte der Freiherr zurück. Obgleich gerade vierzig Husaren auf dem Schlosse in Quartier lagen und wenig musikalischen Frieden aufkommen ließen, fragte er doch bald nach den alten Noten.

Helene berichtete klagend, wie sehr sie sich geplagt und doch nichts Rechtes herausgebracht habe, es sei aber auch gar zu harte Arbeit. Da sprach ihr Gemahl, wehmütig lächelnd: „Mir sind diese alten Melodien ein wahrer Seelengenuß. Sieh, das war die Musik, an welcher ich mit fünfzehn Jahren zuerst musikalisch denken und empfinden lernte. Der Geist meiner Jugend ruhet verzaubert in ihr. So dünkt es mir wenigstens.

Oh, könntest auch du etwas von diesem Geiste heraushören! Wie ich die Mappe dir jetzt gebe, so gab ich sie vor Zeiten Erato. Aber sie wußte gar nichts anzufangen mit den alten Blättern. Ich schrieb mir damals diese Sätze aus den Stimmen fürs Klavier, damit ich sie wie rechte Jugendfreunde immer zur Hand haben könne. Ich glaube, meine Klavierbearbeitung ist recht schlecht, ich kann nur inwendige Musik machen. Und die Form der Originale selber ist oft steif, und die Gedanken sind nicht glänzend und reich, aber es ruht doch ein herzlicher Friede auf dieser Musik, der echte Geist des Andantes. Darum versuche immerhin noch einmal mir zuliebe, ob du nicht auch diesen Kinderfrieden herausspielen kannst."

Tags darauf hörte der Freiherr von fernher, wie seine Frau sich insgeheim wieder an den alten Blättern übte. — „Sie strebt doch wenigstens nach dem Geist des Andantes," dachte er, „und wenn mich mein inneres Ohr nicht trügt, so tut sie's doch mehr noch mir, als dem Saalbau zuliebe."

Sechstes Kapitel

Um diese Zeit besuchte der Graf den Freiherrn. Er trat so stürmisch ins Zimmer wie damals, als er die verbotene Guarneri mitgebracht, und rief, er komme, um Lebewohl zu sagen; er ziehe ins Feld. Jetzt, wo das ganze weite Land von großen Kriegstaten widerhalle, ertrage er's nicht länger, hinter den Geigen zu

sitzen, der Soldat rege sich wieder in ihm, und wenn alle Welt sich schlage, dann müsse auch er mitschlagen.

Die beiden Edelleute hatten in jüngeren Jahren beim Heere gestanden; beide aber hatten damals rasch quittiert: der Graf, weil er für seinen Ehrgeiz zu langsam vorrückte, der Freiherr, weil das leere Garnisonsleben seinem idealen Sinn ein Greuel war.

Der Entschluß des Grafen berührte den Freiherrn tief. Mehrere Tage ging er nachdenklich umher; dann sagte er zu seiner Frau: „Dein Bruder liebt die Musik um der Geigen willen, und als uns Haydn besuchte, glaubte er dem Meister das höchste Lob zu geben, indem er gegen mich ausrief: Für einen bloßen Komponisten urteilt der Mann nicht schlecht über die Geigen. So geht dein Bruder denn auch in den Krieg um des Fechtens willen. Auch ich werde mich wieder als Freiwilliger melden, aber nicht, weil ich so besondere Lust zum Fechten hätte, sondern weil mein Kaiser in dieser Not eines jeden Armes bedarf."

Er war darauf gefaßt, daß Helene ihn zurückzuhalten suche. Allein unter Tränen pries sie begeistert seinen Vorsatz und beklagte nur, daß sie nicht selber mitziehen könne. — „Ich bin die Frau eines Edelmannes", sprach sie, „und darf nicht weinen, wenn du mit dem Schwerte ritterlich zu Pferde steigst."

Der Freiherr blickte sie feierlich an und gerührt und liebevoll zugleich und dachte: die stolze Schwärmerin hat doch ein großes Herz.— Sie redeten viel und herzlich miteinander; sie hatten sich noch nie so nahe gestanden.

„Vergiß mir aber auch die alte Notenmappe nicht," so schloß er endlich, „spiele die Stücklein fleißig mir zulieb — und auch wegen des Saalbaues. Es ist nur eine kleine Musik, aber der ehrliche deutsche Geist des Andantes ruht darin, und man kann sich auch im Andante hoch emporschwingen."

Die Vorbereitungen zur Abreise wurden rasch getroffen. Das Vaterland bedurfte in der Tat jedes Armes, und die Gefahr rückte mit Gewitterschnelle immer näher. Die kurze Waffenruhe, welche auf die Schlachten des Juni und Juli gefolgt, war nur ein Aufatmen zu neuem Kampfe.

Helene ließ sich's nicht nehmen, dem scheidenden Gatten mit eigener Hand das mäßige Gepäck zu rüsten, und als sie unter geheimem Schauder auch ein Kästchen voll Verbandzeug ordnete, gab er ihr ein Notenheft und bat sie, dasselbe gleichfalls in dieses Kästchen zu legen. Es war ein handschriftliches Quartett von Beethoven, das erste von jenen sechsen, die im folgenden Jahre als des jungen Meisters achtzehntes Werk erscheinen sollten.

So begaben sich denn die beiden Schwäger gemeinsam zum Heere, welches gegen die obere Donau aufbrach.

Der Graf war gerade so ausgezeichnet als Soldat wie als Violinspieler: dieselbe glänzende kecke Bravour, welche er im Geigenbogen hatte, saß auch in seinem Degen. Ganz anders der Freiherr. Bei ihm ruhte alles so tief inwendig, daß er auch im Felde linkisch

und unanstellig blieb und im Exerzitium anfangs kaum weniger umwarf als im Quartett. Er besaß jenen Mut, der bis zum Äußersten kalt ausharrt, wann die Gefahr hereingebrochen ist, nicht aber jene herausfordernde Tapferkeit, welche die Gefahr aufsucht und mit ihr scherzt. Doch erkannten die Kameraden bald in ihm den festen, tüchtigen Mann und hatten ihn gerne trotz seinem wunderlichen Wesen.

Nun ging alles ganz gut bis zum 3. Dezember, dem heißen Schlachttage von Hohenlinden. Der Freiherr stand fern vom Schlachtfelde in Reserve zur Bedeckung einiger Vorratswagen am Saume der großen Tannenwälder, welche sich hier von den Hügeln zur Fläche herniederziehen und jeden Ausblick nach dem Kampfplatze verwehrten. Ja, man hörte sogar nur dumpf und in Pausen das schwere Geschütz- und Massenfeuer herübergrollen; denn ein heftiger Wind kam von der entgegengesetzten Seite und trieb schwarze Wolken herbei, die sich in den dichtesten Schneewirbeln entluden.

Der Freiherr war abgestiegen und hinkte, todmüde von einem erschöpfenden Ritt und doch innerlich ruhelos, gedankenvoll unter den schützenden Bäumen auf und ab, seine Soldaten, die im tiefsten Schnee gelagert in etwas ausgiebiger Weise rasteten, immer im Auge haltend. Endlich lehnte er sich wider eine alte Tanne, den Blick in die weite Ebene gewandt. Er dachte an Helene und an das Andante, und an den schweren Kampf da drüben und an das neue Quartett aus F von Beethoven beim Verbandzeug, und alle diese vier

Dinge hatten zugleich etwas Erhebendes und dennoch Beklemmendes für ihn, daß sie sich seltsam zu einem Ganzen zusammenwoben. Und wenn zuzeiten ein kurzes Rottenfeuer rhythmisch durch den verschneiten Wald herüberhallte und dann ein paar kurze Kanonenschläge hinterdrein, so war es ihm, als intoniere auch die Schlacht jenes Thema, mit welchem der erste Satz des Quartettes ganz tief im Einklang aller vier Instrumente anhebt. — „Was ist das doch für eine dämonische, friedlose Musik," dachte er, „die man selbst aus dem Schlachtendonner kann widerklingen hören; der Geist des Andantes ruht nicht auf ihr. Kein Haydnsches Quartettthema würde auf dieses Rotten- und Geschützfeuer passen."

Im selben Augenblicke aber schlug ihm ein anderes Feuer ans Ohr, so nahe, daß es ganz und gar aufhörte, musikalisch zu sein; Flintenkugeln pfiffen ihm um den Kopf, feindliches Fußvolk brach aus dem Walde, und feindliche Reiter sprengten im Felde hinter der Waldecke hervor; im Nu war er umringt, abgeschnitten, seine Leute niedergehauen oder zerstreut, die Wagen genommen. Er setzte sich verzweifelt zur Wehr, allein ein Hieb über den rechten Arm entwaffnete ihn: er mußte sich gefangengeben.

Zum Verluste der Schlacht von Hohenlinden hatte der Freiherr übrigens durch seinen Quartetteifer nicht beigetragen; denn sie war schon verloren, bevor er gefangen ward, und eben jene abgebrochenen Salven, aus welchen er das Beethovensche Thema heraus-

gehört, bezeichneten bereits die vollendete Katastrophe, das letzte Ringen der in Moreaus Hinterhalt gefallenen Armee.

Helene hatte diesmal ein betrübtes Neujahr. Seit jenem 3. Dezember war sie ohne alle Nachricht von ihrem Manne. Sie wollte verzweifeln in der Qual der Ungewißheit. Wenn sie aber gar den Mut verlor, dann griff sie zu der Notenmappe, und es war seltsam, wie die Armut dieser alten, trockenen Musik ihr jetzt wohltat und wie sie sich da aufs unmittelbarste berührt fühlte von dem im kleinen so tiefen und liebevollen Geiste ihres Mannes, dessen jugendliche Phantasie sich einst an den dürftigen, aber doch wahren, reinen und gesunden Weisen erquickt hatte, ja, wie sie in denselben den fernen, vielleicht schon verstorbenen Gatten erst recht verstehen lernte. Daß sie sich aber so schwer in die Empfindung dieser Musik hineinarbeitete, war ihr jetzt ein wohltuendes Geschäft, und die unlesbare Schrift zu entziffern und den unspielbaren Klaviersatz etwas zu verbessern, ein wahrer Genuß. Tat sie's doch, wie er gebeten, ihm zulieb.

Endlich zu Ausgang Januars kam ein Brief ihres Gemahls. Das Blatt zeigte seinen Namen und war von ihm geschrieben, aber sie fand seine gewohnten Schriftzüge nicht: er hatte mit der linken Hand schreiben müssen. Der Brief meldete die Verwundung und Gefangenschaft. Die Wunde war geheilt, allein das rechte Handgelenk gelähmt für immer. — „Als Haydn", so schloß der Freiherr, „mich in jenen herrlichen Maitagen

Bratsche spielen hörte, rühmte er gar nichts an meinem Spiel, außer mein rechtes Handgelenk. Er meinte, die linke Hand, in welcher die Fertigkeit des Geigers sitzt, wolle mir noch nicht recht gehorchen, aber das rechte Handgelenk, welches den Bogen führt, das rechte Handgelenk, in welchem die Seele des Vortrags ruht, das — meinte Haydn — sei vortrefflich entwickelt. Doch mir ziemt es nicht, zu klagen über mein gelähmtes rechtes Handgelenk, wenn an demselben Tage die rechte Hand des Vaterlandes gelähmt und sein tapferes Heer vernichtet wurde."

Im folgenden Monat brachte der Friede von Lüneville dem gefangenen Freiherrn die Freiheit. Auf der Heimreise traf er in Wien mit seinem Schwager zusammen. Der Graf hatte sich bei Hohenlinden aufs tapferste hervorgetan; man weissagte ihm eine glänzende Soldatenlaufbahn. Er ließ den Freiherrn sein neues Geschick und Glück etwas fühlen, gerade so, wie er ihm weiland seine größere Virtuosität recht deutlich unter die Nase gegeigt hatte, und pries den ersten Konsul als den wahren Helden dieser Zeit, ja als einen Erlöser der Staaten und Völker.

Geblendet von der gewaltigen Person und dem märchenhaften Lebensgang Bonapartes, begannen ihn viele Deutsche selbst damals schon als einen Halbgott zu bewundern, und wen er von anderen gepriesen sah, den pries auch der Graf. Den Freiherrn schmerzte diese Umwandlung tiefer als das gelähmte Handgelenk. Zwar mied er allen Streit, allein er beschloß auch,

niemals mehr mit seinem Schwager Quartett zu geigen (wobei er vergaß, daß er ja selber gar nicht mehr geigen konnte), und den Grafen aus dem Musikzimmer auf Schloß Strüth zu verbannen wie den Ignaz Pleyel. Hätte er geahnt, daß Beethoven in Bälde gar eine Symphonie „Bonaparte" komponieren werde, er hätte auch ihn zu den beiden anderen gleich im voraus in den großen Bann getan!

Allein wenn ihn der Graf in der Politik jetzt ebenso wenig mehr verstand als in der Musik, so verstand ihn des Grafen Schwester, seine Frau, doch immer besser in beiden Stücken. Als er ihr nach dem schmerzlich glückseligen Wiedersehen bald genug erzählte, daß ihr Bruder als reiner Soldat und Bewunderer alles Bewunderten nun gar ein ganzer Bonapartist geworden, da brach sie in helle Tränen aus, und als er sie trösten wollte, sagte sie: „Du hast bei Hohenlinden nur den Bogenstrich verloren, ich aber habe dort meinen Bruder verloren. Wäre er dort gleichfalls gefangen worden, so würde er sich jetzt nicht von Bonaparte haben fangen lassen, und hätte er nicht so gut gegen die Franzosen gefochten, so würde er jetzt nicht schwärmen für die Franzosen."

Dieser Ausspruch gewann Helenen vollends ihres Mannes Herz, und er schalt sich im stillen einen Toren, daß er so lange noch nebenbei an Erato gedacht und es jemals bedauern konnte, daß er den Bericht von der Schlacht bei Novi so musikalisch gelesen habe.

Und da er nun also doch wieder auf seinen alten Satz zurückkam, daß uns eine gute Musik immer und überall gut führe, so faßte er sich denn auch rechten Mut und fragte nach der Notenmappe.

Mit verklärtem Gesichte brachte sie Helene herbei, setzte sich ans Klavier und spielte ihm den Gaßmann samt seinen vergessenen Kameraden mit einer Wärme und Wahrheit des Vortrags, wie er es selber gar nie für möglich gehalten. Sie trug mehr hinein als darin lag, und doch nichts Fremdes, und das ist das höchste Geheimnis alles künstlerischen Spielens. Die Melodien mochten manchmal etwas hausbacken sein, sie wurden aber seelenvoll unter ihrer Hand; denn der Geist der Liebe, der geprüften, bekümmerten, getrösteten Liebe sprach jetzt aus ihnen, und den hatte Helene hineingehaucht und war doch im rechten Ton und Tempo des Andantes geblieben.

Der Gatte mit der lahmen Hand war noch ein klein wenig glücklicher als an dem Tage, wo Haydn auf dem Schlosse erschien, und damit ist die höchste Stufe irdischen Glückes bezeichnet. — „Gleich morgen", rief er, „muß der Riß zum Saalbau entworfen werden!" — Helene aber beschwor ihn, nie mehr eine Silbe vom Saalbau zu reden. Sie besaß jetzt das vollste Verständnis fürs Andante.

Und so lebten und musizierten beide dann noch lange recht einträchtig miteinander. Auch ward bald wieder regelmäßig jeden Montag Quartett auf Schloß Strüth gespielt, natürlich ohne den Grafen, und da

der Freiherr bloß zuhörte und inwendig Musik mitmachte, so soll es weit besser gegangen sein als je zuvor.

In der Tendenzmusik des Andantes hatte Helene ihre frühere Tendenzmusik der Koketterie überwunden und gesühnt, und der Freiherr erkannte nun gar wohl, daß ihre Liebe für ihn zuletzt auch seine Liebe geweckt, und daß Helene in dieser Liebe die Unnatur ihres Wesens begraben, ihn selber aber erst recht hellsehend gemacht habe für ihre versteckten und verkannten Vorzüge.

Andererseits aber meinte er, neben der Liebe dürfe man dabei der Musik doch auch ihr Verdienst nicht schmälern. Die echte Musik sei Selbst- und Weltvergessenheit. „Wir vergessen unser schlechtes Selbst in der Musik, um unser besseres Selbst erst recht in uns zu finden. — So hat auch Helene ihr gutes Selbst doch erst durch die Musik gefunden. Oder habe ich vielleicht über der guten Musik ihre Schwächen vergessen? Gleichviel! Und es mag unentschieden bleiben, ob sie den Geist des Andantes fürs Leben gewonnen hat, indem sie Gaßmann und Stamitz so liebevoll gehorsam studierte, oder ob durch den Geist des Andantes, der in den Prüfungen des Lebens über sie kam, umgekehrt erst das Verständnis für Gaßmann und Stamitz ihr zugewachsen ist."

So sprach der Freiherr, wenn er für sich allein war, und sagte es nicht einmal seiner Frau. Laut dagegen sagte er oftmals und vielen Leuten: „Gute

Musik — namentlich Streichquartett — ist ein Selbst- und Weltvergessen, in welchem wir uns selbst erst recht finden. Die wenigsten Menschen aber ahnen, wie solches Selbstvergessen zu so gar vielen Dingen und zu allen Zeiten nützlich ist, — ausgenommen, wenn man während einer Schlacht auf einem einsamen Reservepostен steht."

Matthäus Gerster:
Gotteskindschaft

Am Grabentor der Reichsstadt Biberach, deren Stadtmauern vierundzwanzig Türme wie Zacken eine Krone schmückten, stand das Haus des Grafen Christoph Moritz von Fugger-Boos-Babenhausen. Kurz zuvor hatte es sein Vetter Stadion von Warthausen aus Ärger über die weisen Stadtväter der schwäbischen Republik und ihren Schreiber losgeschlagen und war nach Bönnigheim gezogen, um dort die schönen Tage zu vergessen, die er mit seinen Freunden Wieland und La Roche auf dem Herrensitze in Warthausen verlebt hatte. Durch ein hohes Portal mit Löwenköpfen auf Säulen, wie sie die Mode aus dem Frankreich des faulen und lüsternen Ludwig XV. gebracht hatte, trat man ins Haus. Maschige Netzgewölbe spannten sich über dem weißen Boden aus Steinfliesplatten, der unter den Tritten hell widerhallte. Eine dunkle Eichentreppe mit schlankem Balustergeländer führte in den Oberstock, wo sich ein großer, heller Raum auftat. Der weißgescheuerte Tannenboden warf das durch ein hohes und breites Fenster fallende Tageslicht gegen die zierliche Rokokodecke, wo Putten und Vögel in reichem Rankenwerke spielten. Zarte Goldlichter flimmerten zwischen dem Weiß der Stuckdecken und milderten seine Härte. Wie schwarze Wächter standen stattliche, dunkelgebeizte Türen vor den

Eingängen zu den Zimmern, und ernste Männer in weißen Halskrausen, schöne Frauen in spitzenbesetzten Kleidern sahen würdig auf den Besucher herab. Dem Fenster gegenüber aber hing ein großes Ölgemälde. Eine Frau lag zerknirscht zu Füßen des Heilandes, der zu den Pharisäern gewendet sprach: „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie." Hell stach das Weiß ihres Kleides aus dem satten, altersdunklen Rot, Grün und Blau der Männer, die sie umgaben.

Am Fenster des Musiksaales saß in einem weichen Lehnstuhl die junge Gräfin Maximiliane und sah in den Garten hinab, in dem die letzten Dahlien und Astern in bunter Pracht blühten. Die Sonne schien warm in den Saal, brach sich farbig in dem einen Glasfenster, das das Wappen der Fugger-Boos-Babenhausen, drei schwarze Schlegel um einen goldenen Stern, darstellte, und zeichnete die Bleifassung der Scheiben wie zartes Gitterwerk auf den hellen Boden. Maximiliane war ein zartes Geschöpf von fünfzehn Jahren. Ein Sturz in frühester Kindheit hatte ihr eine Verletzung des Rückenmarkes zugezogen und die Füße gelähmt. Alle Kunst der Ärzte und alle Heilkraft der Bäder waren wirkungslos geblieben. Für immer blieb sie an den Stuhl gefesselt, den ein kunstreicher Mechaniker als Meisterstück geschaffen hatte, so daß sie ohne Hilfe im Zimmer umherfahren konnte. Von der Außenwelt abgeschlossen, hatte sich ihr Innenleben reich entwickelt. Ihr Vater gab ihr die besten Lehrer und ließ sie in allem unterrichten, was ihr des Lernens wert schien. Sie las die

alten Klassiker der Römer und Griechen fast so leicht wie die modernen Franzosen und Engländer. Sie kannte Rousseau und den Spötter Voltaire; aber der gefühlvolle Richardson war ihr Freund, an dem sie mit der ganzen Liebe eines sehnsüchtigen Mädchenherzens hing, das nur den Abglanz des Lebens zu sehen vermag. Die Frühreife ihres Geistes hatte ihre Kindlichkeit nicht zu zerstören vermocht. Zart und schmächtig lag ihr Körper in dem Sessel. Schwere dunkle Flechten umrahmten das weiche Oval ihres Gesichtes, aus dem groß und fragend die dunklen Augen blickten. Ihre Seele war wie ein ungetrübter Spiegel. Schmerz und Leid hatte sie geklärt und gereift. Aber der Duft der Kindheit lag noch auf ihr wie Morgentau auf Rosenblättern.

Maximiliane wartete und horchte. Von Zeit zu Zeit sah sie nach dem Flügel, der im Saale stand, und ein Lächeln flog über ihr Gesicht. Ihr war heute so leicht und froh zumute, daß sie hätte mit den weißen Wolken, die der Bayernwind den blauen Herbsthimmel entlang fegte, fliegen mögen. Ganz hell und licht leuchtete es in ihrem Innern, als wäre der Körper aus Glas und ließe die Sonnenstrahlen hindurchschimmern.

Der Türklopfer des Portals fiel schwer auf die Bronzeplatte, und der Schall hallte tief und feierlich durch das Haus. Maximiliane zuckte zusammen, dann aber lächelte sie. Wie hatte sie erschrecken können, da sie doch den Besuch erwartete. Es konnte ja nur Kramer, ihr Musiklehrer, sein. Sie hörte eilige Schritte, das Knarren der sich öffenden Türe und eine grüßende Männerstimme.

Dann stiegen Tritte würdig und ernst die Treppe herauf, und eine Frauenstimme sprach dazwischen. Das war Juliane, ihre alte Schaffnerin.

„Herr Kramer ist gekommen", sagte die Alte und wischte mit ihrer Schürze über den Deckel des Flügels. „Darf er eintreten?"

„Ei, Juliane," antwortete lächelnd die Gräfin, „wozu anders hätte ich ihn denn bestellt?"

„Ja, ja", sagte die Dienerin. „Aber ich muß ihn dir doch melden. Der Vater sieht es nicht gern, daß du mit dem Kantor so vertraut bist. Bedenke, daß du — — —"

„Ja, daß ich eine Gräfin und nun schon fünfzehn Jahre alt bin", erwiderte Maximiliane. „Du sagst es mir oft genug. Aber ich vergesse es immer wieder gerne. Als Kind waren mir alle viel herzlicher zugetan. Und nun muß ich zusehen, wie sich Herz um Herz schließt, weil sie mich als Dame, als Gräfin behandeln sollen. Und ich bin doch nur ein hilfloses Kind, das nicht einmal gehen kann. In all eurem Respekt friert mich, wo mir früher in dem Mitleid und der Liebe so wohlig war."

Die Alte war an den Stuhl getreten. Sie legte die Arme um die Schultern Maximilianes und streichelte ihre Hände.

„Aber Kind, der Vater verlangt es so."

„Der Vater ist ja ausgefahren, nach Buchau, zur Tante Äbtissin. So laß mich wenigstens frei sein, wenn er fort ist."

Still ging die Schaffnerin zur Türe und ließ den Kantor und Organisten Kramer eintreten. Er war ein

kleiner untersetzter Mann mit rundlichem Gesicht, dessen Backen wie zwei rote Äpfel glänzten. Gutmütige Augen schauten unter den dichten Brauen hervor, und eine blonde Perücke bedeckte den Kopf. Er verneigte sich galant vor der Gräfin; denn er kannte Sitte und Brauch der vornehmen Welt. Mußte er doch seit Jahren in allen Patrizierhäusern Biberachs der heranwachsenden Jugend Unterricht in Gesang, Violin-, Flöten- und Klavierspiel geben. Maximiliane streckte ihm ihre schmale, weiße Hand, durch deren zarte Finger man das Blut schimmern sah, hin, und Kramer führte sie langsam an die Lippen.

„Ei, Herr Kramer," lachte Maximiliane, „was würde Euer Neffe Sixtus sagen, wenn er sähe, wie sein Onkel mir die Hand küßt?"

„Er würde eifersüchtig werden, der Bengel", antwortete der Musikus lächelnd und sah mit Wohlgefallen auf das Mädchengesicht, dem eine Blutwelle über Stirn und Wangen rollte.

„Das hättet Ihr nicht sagen sollen", schalt die junge Gräfin. „Ich habe wohl bemerkt, daß Euer Neffe Bachmann für mich schwärmt, und es hat mir heimlich Spaß gemacht, wenn er auch erst zwölf Jahre alt ist. Aber nun habt Ihr mir alle Freude zerstört. Schämt Euch, Onkel Kramer!"

„Verzeiht mir, Maximiliane", bat der Alte. „Ich dachte nichts Böses dabei."

„So seid ihr Männer stets", war die Antwort. „Ihr denkt nichts dabei, weil ihr nichts tief fühlt. Eure groben Hände greifen immer nach den Blumen und

streifen den Duft weg. Wißt Ihr nicht, daß das Schönste ist, was zwischen Menschen unausgesprochen bleibt? Die Männer lieben die Klarheit, das helle Licht. Uns Frauen aber ist die Dämmerung am teuersten, die alle Dinge nur im Umriß erkennen und die mannigfachsten Deutungen und Entdeckungen zuläßt."

„Wir Frauen?" sagte der Kantor mit gutmütigem Spott. „Ihr seid doch noch ein Kind, Maximiliane."

„Nein, ich bin keines mehr", fiel die rasche Antwort. „Oder ich will wenigstens nicht, daß man es mir sagt. Glaubt mir, ich lebe hier in meinem Stuhl das Leben doppelt so schnell wie ihr. Ich habe Zeit zum Grübeln und muß allem auf den Grund gehen. Euch andern stiehlt das bunte Leben das Beste, das ihr erst erfahrt, wenn ihr alt geworden seid. Wenn ich bei Festen still und ruhig in meinem Stuhle liege und den Gästen zusehe, kommt es mir oft vor, als säße ich bei Herrn Wieland im Theater und als spielten sie extra für mich. Eines umwirbt das andere, um Gunst, um Geld, um Amt und Würde oder um Liebe. Nur ich habe an allem keinen Teil. Mein Gebrechen stellt mich außerhalb des fröhlichen Reigens. Wie auf einer Insel sehe ich den Strom an mir vorüberfließen, und nur ein Tröpflein von einer gar zu hoch und übermütig aufspritzenden Welle fliegt zu mir herauf. Seht, Kramer, da hat es mich gefreut, daß Euer Neffe mir in aller Heimlichkeit sein Herz geschenkt hat. Er weiß selber nichts davon, und ich hab' es mir nicht eingestanden; denn das Uneingestandene schmeichelt den Frauen am

meisten. Aber ich habe Euch nicht gerufen, um Zank anzufangen oder Euch mein Leid zu klagen. Mir war vorhin so hell wie die Sonne draußen. Nun ist eine Wolke drüber gezogen. Laßt es gut sein!"

Sie wies mit der Hand auf den Flügel, der im Saal stand, und sagte: Eine Überraschung für Euch! Was meint Ihr dazu?"

Langsam schritt der Kantor auf das Instrument zu. Es war aus braunem, poliertem Mahagoniholz. Ein feiner Kranz von silberschimmernden Perlmutteraugen war am Deckelrand als köstliche Intarsie eingelassen. Kramer öffnete die Klaviatur und rief erstaunt: „Ein Silbermann! Ei, da hat der Herr Graf aber tief in den Beutel langen müssen. Der Leipziger Klaviermacher soll sich ja seine Instrumente mit Silber aufwiegen lassen. Hab' bis dato keines gesehen. Aber es geht ihnen der Ruf voraus, daß sie noch besser als die des Florentiners Christoferi sein sollen."

Der Kantor schlug einen Akkord an. Voll und rund sprang er aus den Saiten.

„Ei, das klingt anders als die alten dünnen Spinette", sagte Kramer, sich nach Maximiliane umdrehend. „Es ist wie ein schöner griechischer Jüngling gegen ein schwindsüchtiges Stadtfräulein."

„Ihr sprecht wahr, aber ungalant wie Euer Neffe", lachte die junge Gräfin.

Kramer begann zu präambulieren. Die Töne glitten wie Perlen unter seinen Händen hervor. Skalen stiegen und fielen gleich Springbrunnen in die vollen Akkorde

der linken Hand, die sich immer mehr lockerten und zuletzt in rhythmisch lebhaft bewegte Figuren übergingen. Aber Kramers Spiel war trocken und nüchtern und so, als ließe ein Tanzmeister ein Schar wohlerzierter Buben und Mädel Reigen und Figuren tanzen und wache mit ängstlicher Sorgfalt, ob jeder Schritt gleich groß, jede Verbeugung gleich tief und jede Bewegung gleich schnell sei. Maximiliane sah durchs Fenster den Vögeln und Wolken zu. Sie hörte bald nur noch mit halber Seele. Die Musik weckte in ihr Gedanken und Empfindungen, die weitab von dem waren, was der Kantor sagen wollte. Sie versank in einen süßen Traumzustand, der sie der Gegenwart entrückte. Als das Spiel plötzlich abbrach, erschrak sie wie eine Nachtwandlerin, die angerufen wird.

„Schade, Kramer, daß Ihr aufhörtet", sagte sie seufzend. „Ich habe so schön phantasiert. Die Musik machte meine Seele frei wie einen Vogel, der dem Käfig entrinnt. Sie flog durchs Fenster, strich um den Turm und kreiste mit den Dohlen um das Dach, wo sie die Nester haben. In Gedanken flog ich durch die Stadt und sah den Leuten durch die Scheiben. Die schöne Frau Cateau von Hillern stand am Fenster und schaute nach dem Herrn Senator Wieland, der nicht mehr zu ihr kommt. Herr Wieland aber sitzt in seinem Gartenhäuschen an der Riß und schreibt an einem wunderlichen Roman über seine Vaterstadt, während Frau Dorothea ihres Mannes Wäsche flickt. Und ich lachte über die schöne, dumme Witwe, daß sie aus Eitelkeit des Poeten Hand ausgeschlagen hat, weil er Stadtschreiber und

nicht Bürgermeister wie ihr verstorbener Gemahl ist. Dann packte mich der Wind und trug mich nach Süden fort. Wie ein Silberband glänzte die Riß herauf, und der Bodensee lag wie ein Spiegel da. Und gerade als ich mir vorstellte, wie die Alpen mit ihren Schneegipfeln und Eisfirnen näher kamen (habt Ihr schon Salomon Gesners Schriften gelesen?), seht, da hörtet Ihr auf und meine Seele fiel herab wie ein Vogel, dem die Schwingen zerbrochen sind. So habe ich das Paradies, Italien nicht gesehen. Meine Kraft reicht nie aus, den Eiswall zu überfliegen. Versteht Ihr diese Sehnsucht?"

„Sie liegt Euch im Blute", antwortete der Kantor. „Brachten Eure Vorfahren nicht oft Frauen aus dem Süden mit? Sie welkten zwar im kalten Norden, aber ihren Kindern vermachten sie das Heimweh nach Orangenwäldern und Lorbeerhainen."

„Nicht nur uns, Kramer, nicht nur uns", entgegnete lebhaft Maximiliane. „Allen Deutschen steckt das Heimweh nach Italien im Blute. Ich glaube, das haben die römischen Männer zu Armins Zeiten den deutschen Frauen als böses Erbteil hinterlassen. Darum riß es unsere Kaiser und ihre Helden immer wieder hinunter, wo doch die Sonne ihre Kraft ausdorrte, die herrlichen Ottonen, den starken Barbarossa und den schönen Konradin, um den sich seine Mutter blind weinte."

„Den hätten die deutschen Frauen und Mädchen nicht ziehen lassen sollen", meinte Kramer.

„Gegen die Sehnsucht hilft nichts", erwiderte Maximiliane. „Nur die Erfüllung kann sie stillen. Auch ich

möchte nach Italien. Habt Ihr Herrn Hartmann von Aues ‚Armen Heinrich' gelesen, der in Salerno Heilung vom Aussatz fand? Seht, so hoffe auch ich dort unten Erlösung und Rettung zu finden. Wenn es Frühjahr wird, will der Vater mich hinführen. Gestern, als er mir den Flügel schenkte, hat er es versprochen."

„So kommt Ihr wohl auch nach Rom?" fragte der Kantor.

„Gewiß! An Ostern wollen wir dort sein."

„Versäumt nicht, in die Sixtina zu gehen. Sie sollen dort am Mittwoch und Freitag der Karwoche ein wundersames Miserere singen, das alles an Schönheit übertreffe. Die einen sagen, ein Engel habe es gemacht; andere schreiben es einem Domenico Allegri zu. Niemand als der päpstliche Kapellmeister kennt es ganz. Den Musizi der Kapelle ist bei Strafe der Exkommunikation verboten, eine Stimme aus der Kapelle wegzutragen, zu kopieren oder jemand zu geben."

„Und hat noch keiner versucht, es nachzuschreiben?"

„Das vermöchte nur ein Gottbegnadeter", antwortete Kramer. „Denn wie könnte einer vier- und fünfstimmige Chöre behalten und aus dem Gedächtnis nachschreiben? Und den Schluß soll sogar ein neunstimmiger Chorus bilden."

„Glaubt Ihr wirklich, daß diese Musik so schön ist?" fragte Maximiliane und sah den Kantor zweifelnd an. „Ich habe den Glauben an die Italiener verloren. Ihre Musik ist ein Spiel mit Tönen wie mit Herzen. Was sind all diese Salieri, Scarlatti und wie sie heißen? Sie

Mozart 1770

Nach dem Ölgemälde von Cignaroli

kommen mir unnatürlich vor wie ihre Sänger, die Weiberstimmen und glatte Gesichter haben. Wir sollten etwas für unser Herz haben, etwas Deutsches, so wie Herrn Lessings ‚Minna von Barnhelm'. Kennt Ihr die?"

Kramer verneinte es und warf ihr ein, daß der große Thomaskantor in Leipzig, Sebastian Bach, doch urdeutsch komponiert habe.

„Der Bach?" antwortete Maximiliane. „Euer Neffe hat mir schon viel von ihm vorgespielt. Aber Bach ist ein Protestant und ein Norddeutscher. Was weiß der vom Herzen einer Katholikin! Und dann sind seine Stücke schwierig! Seht, meine Finger können nie, wie Kopf und Herz möchten, und so bleibt mir alles nüchtern und leer. Am liebsten probiere ich die Lieder, die die Mädchen abends auf der Gasse singen. Mein Vater tadelt mich darob. Aber Wieland lobte mich einst dafür. Hat nicht auch Rousseau die Rückkehr zur Natur gefordert?"

Wagengerassel ließ die Plaudernden aufhorchen. Hufe klapperten auf den Kieselquadern, mit denen die Sennhofgasse gepflastert war. Der Wagen hielt, und man hörte die Türen gehen.

„Das ist der Vater", sagte Maximiliane, als Tritte die Treppe heraufkamen. Der Graf, ein schlanker Mann von vierzig Jahren, trat ins Zimmer, ging rasch auf seine Tochter zu und küßte sie zärtlich. Dann reichte er Kramer herablassend die Hand.

„Nun, was meint Ihr zu dem Flügel, Meister Kramer?" Aber er wartete nicht auf die Antwort und

fuhr zu Maximiliane gewandt fort. „Wir bekommen Besuch, Maximiliane. Und wen meinst du? Den jungen Mozart! Erinnerst du dich noch des sechsjährigen Wunderknaben, der vor vier Jahren in München am kurfürstlichen Hofe spielte? Ach, was schwatze ich da! Du warst damals ja selber noch ein Kind. Aber ich habe ihn gehört. Was das kleine Kerlchen spielte. Die schönen Hofdamen küßten ihn um die Wette. Hat ihn da mancher Kavalier beneidet! Nun kommt er von einer Weltreise zurück, von London, von Paris, Versailles, Lyon. Vetter Wenzel von Fürstenberg in Donaueschingen schreibt mir höchst kurioſe, kaum glaubhafte Sachen über den jungen Musikus. Hat da die Pompadour, des Königs Mätresse oder Frau, man hat nie Genaues darüber erfahren, den kleinen Mozart kommen lassen und vor sich auf den Tisch gestellt; denn sie ist groß und ein wenig dick geworden, vom Frommsein vielleicht. Da hat das Kerlchen sie mir nichts dir nichts küssen wollen, wie man eine hübsche Bäuerin küßt. Aber die Pompadour hat keine Lust mehr nach Knabenküssen gespürt. Hat, glaub' ich wohl, ihr gerüttelt Maß geküßt, als sie noch jung, hübsch und nicht so bigott war. Und da soll der Wolfgang zum großen Gaudium der Schranzen gerufen haben: ‚Wer ist denn die da, daß sie mich nicht küssen will? Hat mich doch die Kaiserin geküßt.' Hätte gerne das Gesicht der Pompadour gesehen!" Und der Graf lachte aus vollem Halse.

„Ist dieser Musikus der Sohn des Salzburger Leopold Mozart, der die treffliche Violinschule herausgegeben hat?" fragte der Kantor.

„Da überfragt Ihr mich, Kramer," antwortete der Graf. „Aber ein Salzburger ist er, und von seinem Violinspiel erzählt man auch eine nette Geschichte. Seine Mutter brachte ihm einst eine kleine Geige von Wien mit nach Hause. Da kamen zwei Salzburger Musizi zu Vater Mozart, um ein paar neue Trios zu probieren. Der Wolfgang bat, man möge ihn die zweite Violine mitspielen lassen; der Vater verwies es ihm, da er ja doch noch nicht geigen könne. Der Kleine aber meinte, um ein zweites Violin zu spielen, brauche es nicht viel. Der Vater schalt und hieß ihn fortgehen, worauf sich der Kleine mit seiner Geige trollte und bitterlich weinte. Da baten die beiden Geiger für den Jungen, daß er bleiben und mitspielen dürfe; denn seine Kühnheit gefiel ihnen. Der Vater rief ihn zurück und hieß ihn leise mitspielen, daß man es nicht höre. Nun setzte sich der Kleine neben den zweiten Geiger und spielte. Mit großem Staunen merkte der, daß er überflüssig sei, legte still seine Geige weg und hörte zu, wie der Knirps die zweite Geige ohne jeden Fehler exekutierte. Und als sie die Trios zu Ende gespielt hatten, behauptete der Junge dreist, auch die erste Violine spielen zu können; und so hätten sie von vorn angefangen und mit großem Spaß gehört, wie das Wunderkind die ganze Partie zwar mit falschen und unregelmäßigen Applikaturen, aber ohne stecken zu bleiben, spielte."

„Das kommt mir schier unglaublich vor", sagte der Kantor und schüttelte den Kopf. „Hätte ich nicht an meinem Neffen ersehen, wie merkwürdig Gott den

Menschen begnadigt und einzelnen in den Schoß schüttet, was andere in lebenslanger Arbeit nie erreichen, so würde ich die Geschichte für ein Märlein halten."

„Vetter Wenzel berichtet noch viel erstaunlichere Dinge von dem jungen Musikus. Er soll meisterlich auf dem Flügel und, so klein er ist, auf der Orgel improvisieren. In Paris habe er schon vor drei Jahren Sonaten für Klavier und Violine stechen lassen und in London eine ganz neue Art zu zweien zu spielen erfunden, nicht wie bisher an verschiedenen Flügeln, sondern an einer Klaviatur. Ist das möglich, Kramer, ohne daß sich die Spieler hindern?"

Aber der Kantor schüttelte nur ungläubig den Kopf. Was er von dem jungen Genie hörte, warf alle seine musikalischen Erfahrungen über den Haufen. Es mischte sich auch etwas Eifersucht auf das junge Genie bei, das im Begriffe war, den Ruf seines Neffen zu mindern.

„Und er wird durch Biberach kommen?" fragte Maximiliane ihren Vater.

„Ich habe einen Boten nach Mößkirch geschickt," war die Antwort, „um ihn einzuladen, bei uns zu konzertieren. Ist es dir recht, Kind?"

Maximilianes Augen leuchteten warm und zärtlich auf.

„Aber Kramer soll auch dabei sein", bat sie.

„Gewiß, Kind! Lade dir ein, wen du liebst."

„Darf ich dann auch — Wieland kommen lassen?" kam es zögernd von ihren Lippen.

„Aber Maximiliane, du weißt doch, daß er mit dem Vetter Stadion Händel angefangen hat. Was würde der Graf dazu sagen!"

„Vetter Stadion ist ja mit den La Roche in Bönnigheim. Auch hat der Graf zuerst angefangen und Herr Wieland nur seine Pflicht als Stadtschreiber getan. Ich möchte ihn so gern wieder hören. Er ist klug und immer voller Pläne und Ideen. Ich vermisse ihn."

„Liebes Kind, es ist nicht an uns, zu entscheiden, wer schuldig und wer nicht schuldig ist. Die Macht unserer Kreise beruht auf dem Zusammenhalten. Wer meines Vetters Feind ist, dem bleibt auch mein Haus verschlossen. Auch den Bürgermeister von Zell darfst du nicht einladen. Er ist der Führer der Gegenpartei."

Dabei blieb es. Der Graf ging in seine Bibliothek, und Kramer verabschiedete sich. Maximiliane aber träumte am Fenster in den blauen Herbsthimmel hinein, und tiefes Heimweh nach Unbekanntem erfüllte ihre Seele.

✦

Am 28. Oktober 1766 fuhr eine gelbe Kutsche, von zwei Schimmeln gezogen, von Buchau her durchs Obertor der freien Reichsstadt. Der Schwager blies lustige Weisen auf seinem blinkenden Horn, daß die Biberacher alten Weiber ihre grauen Köpfe aus den Fenstern streckten, eine dralle Magd am ungedeckt über den Marktplatz fließenden Bach, in dem sie ihre Wäsche flözte, zu waschen aufhörte, mit dem linken, nackten Arm geschwind übers Gesicht und um die Nase fuhr und dem Gefährt neugierig nachsah.

Ein Mann mit zwei Kindern saß darin, und die Reisenden blickten ebenso neugierig wie die Zuschauer. Am Rathaus bog die Reisekutsche in die Kronengasse; der Goldschmied, der an der Ecke wohnte, rief dem Postillon etwas zu, das im Rollen der Räder verhallte. Eilfertig sprang der Kronenwirt aus der Türe, als der Wagen vor seinem Hause hielt, zog dienstfertig seine gestickte Kappe, machte einen Diener um den andern und half den Kindern beim Aussteigen aus der hohen Kutsche. An dem etwa zehnjährigen Knaben konnte er sich nicht satt sehen, und er betrachtete ihn immer wieder von allen Seiten wie ein Wundertier. Der Graf hatte für die Ankömmlinge Quartier bestellt und wohl mancherlei Merkwürdiges erzählt.

Lachend sahen sich die Kinder nach allen Seiten um und folgten dem voranschreitenden Vater ins Haus. Eine Viertelstunde später verließ ein Diener der „Krone" das Haus und überbrachte dem Grafen einen Brief.

Im Musiksaal saß Maximiliane an dem neuen Flügel und lauschte träumerisch einem verhallenden Akkorde, den ihre zarten Finger angeschlagen hatten. Da trat der Graf ins Zimmer.

„Mozarts sind angekommen", rief er voll fröhlicher Laune. „Um neun Uhr werden sie hier konzertieren! Hast du die Einladungen fertig?"

Maximiliane überlief ein freudiges Erschrecken. Ihre Seele zitterte wie der Spiegel eines Teiches, wenn ein Stein in das Wasser geworfen wird. Die Erwartung des Wunderbaren spannte alle Fibern.

„Alles ist bereit," antwortete sie, „bis auf den Saal."

Der Graf zog an der Glocke. Eine Kammerzofe trat ein und fragte nach der Gräfin Begehr. Maximiliane ließ die Schaffnerin rufen und gab ihr Anordnungen. Während zwei Diener verwandten patrizischen Familien Einladungen zu dem Konzert überbrachten, richteten die Mägde und die Zofen unter Julianes Leitung den Musiksaal zurecht, wischten Flügel, Gesimse und Fenster, schleppten seidendamastbezogene Sessel herbei und stellten auf Konsolen und Tischchen vielarmige Leuchter mit weißen Wachskerzen. Ein Diener stieg an einer Leiter zu dem holzgeschnitzten Lichtweibchen hinauf, das an der Decke hing. Es trug ein altmodisches Gewand mit weiten, geschnürten Puffärmeln. Der Leib endete nicht wie bei andern seiner Art in einen geringelten Fischschwanz, sondern in das schwere, körnige Geweih eines Sechzehnenders. In den beiden Händen staken Kerzen, die es schelmisch lächelnd zu betrachten schien. Mit hellem Singen knisterten im Kamin trockene Fichtenscheite, und ein feiner Harzduft füllte das Zimmer. Juliane holte aus dem Garten die letzten roten Dahlien und lilafarbenen Herbstastern, mit denen sie zwei schlanke Porzellanvasen füllte.

Langsam wurde es Nacht, aber das Haus war voll Erwartung und Geschäftigkeit. Diener zündeten die Kerzen an. Maximiliane lag in einem kostbaren Spitzenkleide in ihrem Sessel und sah aus wie eine weiße seltene Rose. Juliane hatte ihr eine Kette von matten Perlen ins schwarze Haar geflochten. Ihr feines schmales Gesicht war wie vergeistigt. Schönheitspflästerchen auf Kinn

und Wange ließen das zarte Weiß der reinen Haut noch heller erscheinen. Mit Wohlgefallen betrachtete Graf Christoph sein schönes Kind und streichelte zärtlich ihre Hand. Dankbar schlug sie die großen Augen zu ihm auf.

Allmählich kamen die Gäste, würdig und ernst Herr von Pflummern mit seiner kleinen Frau, die Maximiliane herzlich umarmte, geziert und zeremoniell Herr von Heyder mit zwei hübschen Töchtern, die frisch und fröhlich in die Welt blickten, hausbacken und puritanisch die Freiin von Klock mit ihrem Sohne, der steif und verlegen neben ihr ging. Niemand achtete des Kantors Kramer, als er bescheiden eintrat. Nur die junge Gräfin sah ihn und lächelte ihm zu. Alle begrüßten Maximiliane und den Hausherrn, plauderten und bewunderten den neuen Flügel. Die Mädchen schlugen ein paar Akkorde an und kicherten lustig zusammen. Das klang so hell und freudig, wie wenn Kristallbecher zusammenläuten. Lächelnd, erstaunt oder mißbilligend drehten die Alten je nach Temperament die Köpfe. Zuletzt kam die schöne Frau Cateau von Hillern, die Wieland einst einen zierlichen Korb gegeben hatte, als er um sie anhielt. Immer noch eine schöne Frau trotz ihrer harten Ehe mit dem weinseligen und groben Bürgermeister von Hillern, war sie sich auch ihrer Schönheit bewußt und erfreute sich der ungebundenen Witwenschaft mit anmutiger Koketterie. Nach französischer Mode trug sie ein tief ausgeschnittenes Kleid, daß man die sanfte Rundung der Brustäpfel sah. Hals und Brust waren von blendender Weiße. Ein

großer Rubin an feiner Goldkette lag wie ein leuchtender Blutstropfen darauf. Der Graf ging ihr galant entgegen, küßte ihr die schmale Hand und führte sie zu Maximiliane, die sie zärtlich umarmte. Man plauderte in zwanglosen Gruppen. Der junge Klock machte den schönen Heydern Komplimente, über die sie lachten, und seine Mutter fragte den Herrn von Pflummern nach seiner Chronik, den berühmten Annales Biberacenses, die sich in seinem Geschlechte vererbt hatten und die sie zu lesen wünschte. Aber alle warteten auf die angekündigten Wunderkinder, um derentwillen sie gekommen waren.

Kurz vor acht Uhr rollte ein Wagen an. Das Gespräch verstummte, und man sah erwartungsvoll nach der Türe. Ein Lakai öffnete sie und meldete «Mademoiselle et messieurs Mozart». Leopold Mozart trat, von seinen Kindern gefolgt, in den Saal. Er war ein ernster Mann mit hoher Stirne, braunen kühlen Augen. Seine Kleidung war einfach, aber sehr gewählt, und es war unschwer zu erkennen, daß er ein Mann von Formen war. Seine Tochter Marianne erschien wie ein lebendig gewordenes Porzellanfigürchen. Sie war nach der Mode geschnürt und tief ausgeschnitten. In den zierlichen Ohren trug sie goldene Ringe mit Amethysttropfen, die an Brillantknospen hingen. Ihr Haar war künstlich frisiert und gepudert. Während sich Leopold Mozart und seine Kinder dem Grafen und Maximiliane näherten, hingen alle Blicke an dem Wunderkinde Wolfgang Amadeus.

Er trug ein dunkelblaues Samtjabot mit feinen Silberstickereien am Saume und Spitzenkrausen an den

Ärmeln, eine Weste aus weißer Seide mit farbigen Achatknöpfen, kurze Hosen mit vier großen Schließknöpfen, weiße Strümpfe und Halbschuhe mit Silberschnallen. Der zierliche Galanteriedegen nahm sich an dem Knaben gar sonderbar aus. Aber sah man ihm ins Gesicht, in die klugen, mandelförmigen Augen, über denen sich hohe Brauen wölbten, so vergaß man sein Knabenalter. Die Nasenflügel waren leicht gebläht und deuteten auf schlummernde Sinnlichkeit. Um den fein geschwungenen Mund mit den fest geschlossenen Winkeln und dem kleinen runden Kinn spielten Grazie, Schalkheit und ein seltsames Etwas, das alle zu ihm hinzog. Die Haare waren aus der hohen Stirn zurückgestrichen, so daß sie noch höher erschien, als sie war. Mit zierlichen Schritten ging er durch den Saal. Die linke Hand lag leicht auf dem Galanteriedegen, den er anmutig an der Seite trug. Für sein Alter von zehn Jahren war er merkwürdig groß und reichte dem Vater fast bis an die Schultern. Aber die ganze Gestalt erschien um so schmächtiger.

Der Graf stellte Vater und Kinder seinen Gästen vor, und es gab Knixe und Handküsse. Seide rauschte, und Füße scharrten. Die Biberacher waren ganz Neugier, tuschelten und betrachteten die seltsamen Wundervögel, die der Herbstwind in ihre Stadt geweht hatte. Lakaien in Galakleidern reichten auf silbernen Schalen Zuckergebäck herum und gossen in kleine Kristallkelche aus böhmischem Glas süßen Südwein, an dem die Damen vorsichtig nippten. Der Graf plauderte mit dem Vater

Leopold, fragte ihn über die Reise, ließ sich Grüße vom Fürsten in Donaueschingen bestellen und freute sich herzlich, daß es ihm vergönnt war, den jungen Wolfgang bei sich zu sehen. Marianne wurde von der schönen Cateau und den beiden Heyder unterhalten. Wolfgang Amadeus aber stand neben Maximiliane und erzählte ihr vom Hofleben in Paris und Versailles. Sie fühlte sich merkwürdig zu dem schönen Knaben hingezogen, der aus der großen Welt mit dem Abglanz der Unberührtheit auf dem reinen Gesicht zurückkam. Ihr schien es, als habe die Gottheit dies Kind in froher Lust geküßt.

Nach einiger Zeit setzte sich Marianne an den Flügel und spielte ein virtuoses Konzert von dem Straßburger Schobert, den sie in Paris kennen gelernt hatten. Sie spielte es bravourös und mit Grazie, daß man sich seiner Schwierigkeit gar nicht bewußt wurde. Alle wunderten sich aufs höchlichste und klatschten Beifall; denn sie hatten noch nie so etwas gesehen und gehört, wenngleich Sixtus Bachmann, der Neffe des Kantors Kramer, trotz seiner zwölf Jahre auch ein großer Virtuos war.

Dann setzte sich Wolfgang Amadeus an den Flügel, schob den Galanteriedegen zur Seite und fing, indem er Maximiliane zulächelte, an, zu improvisieren. Aus huschenden Akkorden und Arpeggien ließ er ein Thema erblühen, das sonnig und froh in den Saal tanzte, wie eine Lichtelfe, die sich heimlich unter Menschen stiehlt und sich ihrer frohen Spiele freut. Und alle lächelten der fröhlichen Weise zu, denn sie drang ihnen ins Herz und machte leicht und glücklich. Selbst die hausbackene

Frau von Klock vergaß ihre saure Miene, und ein Glücksschimmer übergoß ihr herbes Gesicht. Nun wandelte sich das Thema, machte allerlei seltsame synkopische Verbeugungen vor der begleitenden Linken, hinkte komisch hinter der Gegenstimme her, die in flüchtigem Laufe davoneilte. Jetzt umgab es sich mit neckischen Triolenschnörkeln und allerlei schnurrigem Rankenwerk, daß man es kaum wieder erkannte und gar wunderlich anzuhören war, aber immer wieder zeigte es plötzlich sein heiteres Gesicht, wie ein fröhliches Kind, das im Garten zwischen Hecken Versteck spielt. Neue Variationen perlten dem Wunderknaben zwischen den schmalen Fingern hervor, und lichter und froher wurde sein Lächeln. Er schien niemand mehr zu sehen und ganz in einer anderen Welt zu leben. Nur Maximiliane, die glücklich in ihrem Sessel lag und, die Augen geschlossen, zuhörte, streifte von Zeit zu Zeit sein Blick. Und plötzlich ließ er das Thema ganz langsam und zart in die Höhe steigen und wie eine Geige singen. Die begleitenden Akkorde umwogten und umspielten es heimlich kosend. So schwebt der Abendstern in köstlicher Klarheit über den wallenden Nebeln des Tales, keusch allem Irdischen entrückt.

So tief war die Ergriffenheit, daß, als der Spieler geendet hatte, niemand wagte, die erdentrückte Stimmung zu zerstören, und erst als Leopold Mozart sich an den Grafen wandte und ihn um seine Meinung fragte, war der Bann gebrochen. Maximiliane wischte sich heimlich eine Träne aus den Augen und sah glücklich zu Wolf-

gang Amadeus auf, den die schöne Frau Cateau vor lauter Entzücken küßte.

„Ei, schöne Base," flüsterte ihr Herr von Heyder darauf ins Ohr, „wie schmeckt der erste Kuß in der Witwenschaft? Habt Ihr nach mehr Gelüsten, laßt mich Euch dienen!"

Aber Frau Cateau sah ihn nur spottend an und wurde ein wenig rot.

„Ist es wahr," fragte Kramer den Vater Mozart, „daß Euer Sohn in London eine ganz neue Art zu zweien an einer Klaviatur zu spielen erfunden hat?"

Leopold Mozart bejahte es, und als die Gesellschaft Verlangen zeigte, es zu hören, begannen Marianne und Wolfgang eine Sonate zu vier Händen zu spielen. Alles stand um den Flügel herum und sah, ohne des Stückes selber zu achten, neugierig zu, wie die beiden spielten ohne sich zu hindern, wie die Hände nebeneinander liefen, über- und ineinandergriffen, wie sie sich Läufe und gebrochene Akkorde zuwarfen, und es war, als sitze ein Mensch mit vier Händen am Flügel und lenke ein einziger Wille die zwanzig Finger, die über die weißen und schwarzen Elfenbeintasten huschten. Nur Maximiliane horchte andächtig zu und sah mit Verwunderung, wie sich das Genie als Spielzeug mißbrauchen ließ. Diener brachten ein weißes Tuch und deckten die Klaviatur zu, so daß der Spieler die Tasten nicht sehen konnte. Aber Wolfgang Amadeus spielte darunter so sicher und gewandt, wie wenn sie sichtbar wären, und griff nicht ein einziges Mal daneben. Dann mußte er die schöne Cateau

zu einer Arie begleiten, die er nicht kannte und zu der keine Noten vorhanden waren. Aber er erriet die Harmonie für das, was folgte, aus dem, was er hörte, und wenngleich es nicht ohne Mißgriffe abging, brachte er die Arie wohl zu Ende. Dann aber bat er die Sängerin, noch einmal zu beginnen und spielte die Melodie zum größten Staunen aller vollkommen richtig mit, wiederholte sie und änderte jedesmal die Begleitung, so daß Kramer, der alles mit höchster Spannung verfolgte, verwundert den Kopf schüttelte. Dem Grafen aber kam ein Einfall. Er fragte Leopold Mozart, ob sein Sohn wohl imstande wäre, ein solche Liebesarie zu extemporieren. Der Vater antwortete, das hänge von der musikalischen Stimmung seines Sohnes ab. Doch habe er in London schon einmal ein ähnliches Experiment gemacht. Wolfgang saß noch am Klavier und hatte der Unterhaltung halb in Gedanken verloren zugehört. Da sah er zu Maximiliane auf und lächelte ihr freundlich zu. Er schlug einen Akkord an und begann ein Rezitativ, wie sie Liebesarien voranzugehen pflegten. Dann kam die Arie selber, die er auf das eine Wort «affetto», das heißt Liebe, sang. Sie war ganz kunstgerecht gebaut und hatte einen ersten und zweiten Teil. Ergötzlich war anzuhören, wie der Knabe in der Manier der Operntenöre in dem einen Worte zärtlich, leidenschaftlich, heftig, stürmisch und dann wieder zurückhaltend warb und zuletzt in zierlichen Koloraturen jubelte. Die jungen Fräulein von Heyder waren ganz entzückt und beneideten die schöne Cateau,

die den Künstler unverhohlen für sich mit Beschlag belegte.

Auf Verlangen des Vaters mußte er noch eine Zornesarie extemporieren, die er auf das Wort «perfido», das heißt Treuloser, komponierte. Dabei spielte er sich allmählich in eine wirkliche Wut hinein, daß seine Augen blitzten und die Wangen glühten. Wie ein Besessener schlug er auf den Flügel los und sprang ein paarmal voll Empörung auf.

Maximiliane aber hielt still die Hand auf das schmerzende Herz, das in lauten Stößen wider die Brust pocht. Ihr, die mimosenhaft bei jeder Berührung mit der Welt zitterte und wie eine Blume ihr Herz verschloß, ihr tat der junge Wolfgang, der von den Strudeln des Weltlebens herumgeworfen wurde, leid. Mit Verwunderung sah sie den keuschen Glanz der Kindheit auf seinem Antlitz und das stille Leuchten, das von seinem Wesen ausging. Es schmerzte sie, wie die andern den Künstler als ein künstliches Ding bewunderten, als eine Art Spieluhr, die man immer wieder aufzieht und ablaufen läßt, um sich daran zu ergötzen. Sie alle hatten keine Ehrfurcht vor dem Gotteskinde, denn sie selber waren ja Kinder dieser Welt und in Äußerlichkeit und Unwesentlichem befangen. Selbst ihr Lehrer Kramer ging in der Verwunderung über die technischen Vollkommenheiten des kleinen Mozart auf. Und Mozart saß still lächelnd unter den Kindern dieser Welt wie ein Träumer, der sicher seinen Weg geht. Da füllte Staunen Maximilianes Seele, wie dieser Knabe in

allem Spielerischen nie den Ernst gottbegnadeter Künsterschaft abstreifte und wie alles, was er tat, den Siegel des unsichtbaren Engels trug, das nur Gotteskindern erkennbar ist.

Unwillen flog über ihr schönes Gesicht, als der Graf von Sixt Bachmanns erstaunlicher Kunst auf der Orgel erzählte und einen Wettkampf zwischen den beiden Knaben vorschlug. Alle waren entzückt, als Leopold Mozart einwilligte. Dann brachen die Gäste auf. Die schöne Cateau umarmte Maximiliane und stieg, vom Grafen begleitet, die Treppe hinab. Diener löschten die herabgebrannten Kerzen. Nur das Lichtweibchen hielt noch seine brennenden Stumpen lächelnd als letzten Schimmer der Musik, die den Saal erfüllt hatte, in den Händen.

Maximiliane hörte die Türen knarren. Mit geschlossenen Augen lag sie da und lauschte den Tönen, die in ihr nachhallten. Der Graf kam mit Juliane zurück.

„Bist du zufrieden?" fragte er voll Liebe und Zärtlichkeit. Warm legte sich ihre zarte Hand in die seine.

Und die Träume dieser Nacht waren voll heiterer Musik.

Die Kunde von dem Orgelwettkampf verbreitete sich mit Windeseile in dem kunstgenießerischen Reichsstädtchen, das gerade in jener Zeit durch seinen Stadtschreiber und Poeten Wieland Shakespeares große Tragödien übersetzen und spielen ließ. Alles strömte in die Martinskirche, die stolz und mächtig inmitten der Stadt neben dem Geschlechterhause aufragte. Bei dem kuriosen Völkchen hatten Katholiken und Prote-

ſtanten auch die Pfarrkirche, die ſie 1564 dem rheiniſchen Kloſter Eberbach um 31 000 Gulden abgekauft hatten, gemeinſam. Kopf an Kopf ſaß und ſtand die Menge in dem hohen Mittelſchiff, über das ſich ein mächtiges Gewölbe ſpannte. Kein Prediger konnte ſich in Biberach je eines ſolchen Zulaufs rühmen. Um die Zeit zu vertreiben, ſahen ſich die Zuhörer den weiten Raum an. Düſter ragte im Chor der Altar auf. Schwarze Säulenbündel mit vergoldeten Kapitellen und wildgeſchwungenes Gebälk türmte ſich auf und umſchloß ein Altarbild. In der farbigen Pracht des Lichtes, das durch warm aufglühende bunte Fenſter fiel, ſah man nur eine helle Geſtalt, die aufwärts ſtrebte. In freudiger Pracht leuchteten von der Decke des Mittelſchiffs Meiſter Johannes Zicks Darſtellungen aus dem Leben Jeſu, die der Magiſtrat zwanzig Jahre zuvor hatte malen laſſen, während an den Hochwänden über den Pfeilern die Apoſtel hingen, die Johannes Eſperlins Pinſel geſchaffen hatte.

Ein Flüſtern und Summen ging durch den weiten Raum, und die Sonne warf lange Strahlenbündel durch die Fenſter. Endlich hörte man auf der Empore, wo die mächtige Orgel ſtand, rumoren. Da wurde es ſtill und heilig in dem Gotteshauſe.

Ein tiefer Ton quoll durch den Raum, und feierlich ſchwebte ein Choral hernieder. Das war Sixt Bachmanns Spiel. Markig und ernſt wie das Gebet von Tauſenden, die zum Herrn rufen, erfüllte es das Schiff. Seine Wogen ſchlugen an das Gewölbe und brachen ſich an deren Rundung; ſie brandeten gegen die farbig

glühenden Fenster und wurden zurückgeworfen. Und alle wurden in ihren Herzen demütig und knieten vor Gott, dem Helfer und Erbarmer.

Als Sixt Bachmann aber geendet hatte, da wurden die Biberacher wieder stolz, daß einer der ihrigen der Kunst so mächtig war, und ihre Augen blickten froh und siegesbewußt dem Vortrag des Salzburger Wunderknaben entgegen. Leopold Mozart hatte verkünden lassen, daß sein Sohn ein Werk des großen Thomaskantors Johann Sebastian Bach auswendig spielen werde. In einem rauschenden Akkord schrie die Orgel auf. So stand der Sturm auf, so hob sich die Flammensäule über dem Roten Meere, als der Herr die wilden Wasser über Pharaos Heer jagte. Dann hob es an zu singen und zu klingen. Skalen schnellten jubelnd empor und stiegen und fielen in rauschenden Kaskaden über sich aufstürmende steile Akkorde. Stimmen flossen zu, schlossen sich zu Chören voll Jauchzen und Jubeln, schlangen weite Reigen um den Cantus firmus, der streng und ernst seines Weges ging wie ein Mann, der ein Ziel sucht und sich von hellen Blumen am Wege nicht locken läßt. Und die Akkorde sangen und schwollen und füllten die weite Kirche. Sie stießen an die hohen festen Gewölbe und rissen sie auf. Und der Jubel wuchs empor, aufwärts, ins Unendliche, durchstieß die Wolken, riß den Himmel auf. Dort standen himmlische Chöre mit goldenen Posaunen, die ehern und freudig den Herrn der unendlichen Heerscharen priesen, der auf dem Thron von Licht und Glanz saß. Und die Stimmen der Engel

und die zahllosen Chöre der Heiligen verschmolzen sich mit dem Jubel der Orgel zu einem tausendstimmigen Halleluja, das das Weltall erfüllte; und die fernsten Sonnen und Sterne umbrandete es: Heilig, heilig, heilig bist du, Gott Zebaoth! Da fühlten alle die Hand eines Gewaltigen und Herrlichen über sich, und Gott war mitten unter ihnen.

Still fuhr Maximiliane mit ihrem Vater nach Hause und hörte nicht, was er sagte. Ihr Herz war voll und sehnte sich nach dem, der es erfüllt hatte. Und als er kam, um Abschied zu nehmen, heiter und kindlich und nur innerlich von Musik noch erfüllt wie am Vorabend, da er in spielerischer Lust am Flügel inmitten der flachen Alltäglichkeit gesessen hatte, kam das große Staunen über die Wunder der Gotteskindschaft über sie. Ihr war, als sähe sie einen Stern am Himmel hell und strahlend aufsteigen, alle Gestirne überstrahlen und dann plötzlich jäh in nie gesehener Pracht im unendlichen Raum des Weltalls verschwinden. Und als ihr Vater Leopold Mozart eine goldene Tabatiere überreichte, in der, wie sie wußte, zehn Dukaten lagen, schämte sie sich, daß man mit schnödem Geld vergalt, was kein Gold der Welt aufwog. Sie zog einen schweren Goldring mit einem feinen aus Karniol geschnittenen Mädchenkopf, den ein berühmter italienischer Meister gemacht hatte, vom Finger und steckte ihn an Mozarts schmale Künstlerhand. Lächelnd ließ es Wolfgang Amadeus geschehen; er war gewohnt, mit Edelsteinen beschenkt zu werden. Als aber Maximiliane plötzlich in zärtlicher Aufwallung

die Wunderhand küssen wollte, zog er sie sanft zurück, so daß die schöne Bresthafte wie aus einem Traum erwachend erschrocken aufsah.

„Nicht doch, Gräfin!“ sagte Wolfgang, der mit der Kranken kindliches Mitleid hatte und fühlte, wie tief sie ihn und seine Kunst verstand. Und er trat an den Stuhl, darin sie saß, nahe heran und küßte sie auf die schwellenden Lippen, daß ihr eine Purpurwelle vom Nacken aufstieg und über das Gesicht in die dunklen Haare flutete.

Dann gingen Mozarts.

Der Kuß des Genies aber haftete in Maximilianes Erinnerung wie das letzte Lächeln der scheidenden Sonne auf der abendlichen Welt. Nie vergaß sie das Gotteskind. Bei Italiens berühmten Ärzten in Salerno suchte sie zwei Jahre darnach Heilung und kam, als Ostern schon vorüber war, nach Rom. Da hörte sie, daß ein Knabe das Geheimnis von Allegris Miserere der Sixtinischen Kapelle entrissen und die Musik Meister Domenicos aus dem Kopf nachgeschrieben habe. „Mozart“, sagte ihr Herz, ehe noch einer den Namen des Knaben nannte. Und als in Salerno der Tod sie aus dem Sessel befreite und ihre reine Seele entführte, war ihr letzter Seufzer noch „Mozart“. Ein Schimmer von Glück und Seligkeit lag über ihr Gesicht gebreitet, daß sich alle, die die Tote sahen, verwunderten und nicht glauben mochten, der Geist sei der schönen Hülle entschwunden.

Josef Friedrich Perkonig: Ein wunderliches Geigenspiel des Wolfgang Amadé

Als die wehmütigen, kühlen Juniregenschauer des Jahres 1776 dahingerauscht waren und ihnen wieder eine über alles freudige Herrschaft der Wärme folgte, da besann sich Wolfgang Amadé Mozart nach einigen besonders hymnisch hinkomponierten Takten des Andante cantabile in der C-Dur-Sonate, wie der laue Regen rund um Salzburg zum gnädigen Erwecker und Beschenker geworden sein mußte.

Er ließ sich sagen, daß das Land paradiesisch belebt sei, und so ging er mit einem jungen, kürzlich neu bestellten Hofkaplan, der ein prachtvoller Orgelspieler war, in die grüne Erquickung des Landes gegen Abtenau. Diesem unterhaltsamen Herrn, der zu München war ausgeweiht worden, aber eigentlich aus Frankreich stammte, schloß sich der kleine Konzertmeister gerne an. Der Erzbischof Graf Hieronymus Colloredo hatte des Theologen hinreißende Orgelmusik bei einem Besuche in München angehört und ihn darauf gleich für Salzburg gewonnen. In ihm waren Begabungen vereinigt, denen sich Mozart einigermaßen verwandt wußte: kühle, abwartende Betrachtung und überstürzende Hingabe; Verantwortungslosigkeit der Jugend und Würde bedachtsamer Weisheit.

Alle Orgeln weitum waren von ihnen bereits ausgeprobt, nicht minder alle Häuser, wo man Wein bekam, die als Verlockung überallhin gepflanzt sind. Wie ungleiche, aber dennoch ganz einträchtliche Brüder wandelten sie und boten einen ungewöhnlichen Anblick zwischen gelb glühendem Korn und dunkelgrüner Wiesensattheit: Mozart meistens in hellblauen Kleidern, mit Seidenstrümpfen, denn er hielt auf feinen, sauberen Geschmack; der Hofkaplan Ludwig von Bausse dunkel, feierlich, scheinbar weltabgewandt. Das letztere aber nur im rein Äußerlichen, denn er hatte dem lebhaften, begierigen erzbischöflichen Konzertmeister, dessen große, klare Augen immer eine Frage waren, schon drei ganz weltliche Vorträge gehalten: erstens über die philosophischen Voraussetzungen des Genusses, mit Anhängen von Anakreon und etlichen seiner Nachfolger, zweitens über die Fälschlichkeit der beständigen Verquickung von Geistigem und Leiblichem, und drittens über die Frauen.

Und dieser letzten Unterredung, die sich um einen sehr delikaten Gegenstand drehte, der öffentlich in dem frommen Salzburg nicht behandelt werden durfte (dafür aber heimlich um so mehr), hatte Ludwig von Bausse ein Geständnis folgen lassen, aus dem Mozart gerührt entnahm, wie sehr ihm von dem Hofkaplan vertraut wurde, denn dieser bekannte wörtlich:

„Merken Sie sich, Amadé, durch Überraschung, durch Attacke oder unvermutete Änderung Ihres Benehmens erringen Sie die Frauen am leichtesten, alle, alle. Solches attachier' ich als rechte amour."

Und da ihn Mozarts Augen wieder lächelnd befragten, vergaß er sich gänzlich: „Ich kann davon reden, ich habe passable Exempel, mon cher Amadé."

„Exempel?"

„Ohne zu outrieren: vielleicht an die zwanzig."

Da blieb Mozart stehen und griff an das ihm zugekehrte Ohr des bekenntnisfreudigen Hofkaplans.

„Votre zukünftige Exzellenz werden prämiiert werden müssen."

„Hören Sie, Amadé, ich will einmal eine Beichte praktizieren. Hätten Sie Ambition, mir sie abzuhören?"

„Es wird mir eine Passion sein."

Und auf dem stillen Wege, wo sie so langsam und verhalten schritten, als dächten sie der Gründung einer neuen Religion nach, begann Ludwig von Bausset seine angekündigte Eröffnung, die sehr aufrichtig, interessant und anhörenswert war.

Seine Heimat war das reich beschenkte Tal der Dordogne, wo sie die grünen, sanften Höhen von Limousin und Auvergne durchbrach; dort rauschte hin und hin Wald bis zur Erhobenheit des Plomb du Cantal. Dort wehte um Aurillac endlos nur Obstlaub und schillerte silbergrauer Olivenblattüberfluß, an den Plombhängen aber rannen die Weinbergwellen, wie ein die Tiefe überströmendes grünes Meer. Nach zwei Theologenjahren zu München, die Abkehr und Versenkung in die alten, heilig weisen Kirchenväterschriften waren, mit halber Anwartschaft auf die priesterlichen Weihen, kam Ludwig in die lächelnden Weingegenden, in das zärtliche Oliven-

duften und schien, wie nach ungeheuer langer Abwesenheit, entwöhnt dem Gesange der Weinbergbauern, den abendlichen Mädchenpromenaden, den reichlichen Sternfällen in den halbdunklen Nächten. Und es warb neuerdings diese wundervolle, sinnliche Sprache der Heimat um den Entrückten, überrang sein Widerstreben und verhalf ihm unsagbar leicht zur Sünde ...

Amadé summte einige Takte Melodie, und aus ihrer heiteren Beschaffenheit war zu entnehmen, daß sie ein Lächeln in Musik sein sollte ...

Nun aber sei Sünde ein schwer zu erklärender Begriff.

Die Mädchen wurden sämtlich geküßt und geliebt in den Weingärten, in denen es unglaublich holde Verstecke gab; die innigen Weinanfüllungen in den kleinen, hübschen Häuschen der Hüter ausgeführt; und Völlerei der Stimmung nur an Orten getrieben, deren Verhimmelung natürlich war, wie das Gebet notwendig erst durch Andacht und Verzückung gebildet wird. Diese verinnerlichte Weise könne unmöglich als Sünde angerechnet werden, denn zu ihrer Durchführung war als Ursache eine Fülle erhöhten Gefühles nötig, das in seiner Steigerung schon ein Lob an Gott bedeute ...

Da fand Amadé einen Einwand erforderlich: „Wo bleibt da aber die himmlische Genugtuung?"

„Dort, wo überall sonst: am Ende. Vorher kommt es allein auf die Fasson an, mit der man sich benimmt."

Da war wohl eine halbe Entschuldigung herauszuhören und eine halbe Heidenlehre, die sich auf antike

Vorbilder gündete; da war Amadé freilich ein klein wenig erschrocken, denn die lockere Wissenschaft, die sich ihm mit einem Male anbot, kam ihm unerwartet und ließ eine sonderbare Deutung zu. Der Hofkaplan fühlte natürlich diese Wandlung seines Begleiters, und durch Überredung suchte er sie zu mildern:

„Amadé, Sie leben an einem Hofe, der nach außen hin Gottes ist; folglich muß er danach seine Allüren richten, auch sie müssen Gottes sein. Diese Courtoisie gegen die Himmlischen nun, die freilich mehr mit dem Geiste als mit dem Herzen praktiziert wird, fördert die innere Subtilität; die hinwiederum ist eine Ursache besonderer Passionen und Manieren. Zum Exempel nimmt man sich gleich Vorschüsse auf das selige Jenseits. Sie wissen selber, mon cher Amadé, unsere Zeit ist klug und vorsichtig. Gewißheit ist ihr lieber als Möglichkeit oder Versprechung; in unserem Falle: Versprechung auf den Himmel."

So tropfte das süße, gefährliche Gift des Franzosen in den erzbischöflichen Konzertmeister, der auch nach Bologna, Florenz, Rom noch das gläubige, unbeirrte Kind Gottes war, wenn er dort auch Musik vor schönen, lockenden, gewährenden Frauen hingegeben hatte und umschmeichelt worden war wie nur ein verwöhnter, hinreißender Liebling. Und nun sah er den Hofkaplan mit der brünett angelaufenen Haut verständnisreicher, aufgeklärter an; er erwartete nach einer neuerlichen Frage genau die gleiche ungeheuerliche Antwort, die ihm Bausse, nach seinem Geiste zu schließen, geben mußte. Mozart

hatte nämlich geforscht: „Solche amouröse Beschäftigung ohne innere Lizenz stiftet wohl nur Unruhe?“

„Liebster Amadé, derartige Anhäufungen nivelliert nachträglich große Generalreinigung. Nach den Tagen von Aurillac, die auch für die Seele sehr amüsant waren, empfing ich das Sakrament und neigte mich neuerdings zu Gott im Himmel.“

So praktisch dachte sich der Hofkaplan das Verhältnis zwischen dem endlichen und ewigen Reiche, und Wolfgang Amadé schauerte unter dieser neuen, ungewöhnlichen Erkenntnis zusammen, denn ihn hatte bis nun auch nicht einmal die Ahnung einer derartigen schäkerhaften Irrlehre gestreift. Da drängte ihm nun jemand mit heimlicher Anpreisung die goldenen Regeln heiterster, gewinnreichster Lebenskunst auf und forderte als Ausgleich gegenüber der richtenden und wägenden Jenseitigkeit allein nur Fasson; also gewissermaßen nur Kultur des Genusses, Kultur der Sünde, als notwendigste Voraussetzung der göttlichen Vergeltung.

Amadé war so weit bezwungen und überrascht, daß er sich zu keiner lauten Entkräftung mehr aufraffte; aber Ludwig von Bausse wollte auch die rein gedanklichen, stillen Erwiderungen aus dem kleinen, durch so jähe Überredung verwirrten Konzertmeister tilgen, und er berichtete aus der Geschichte der paradiesischen Wein- und Ölbaumlandschaft um Aurillac die lächelnde Lebensgeschichte eines an Stimmung und Genuß unersättlichen Abbé de la Bolien.

Jede Gegend weiß sich in dem bald lächerlichen,

bald traurigen Besitze eines nach irgendeiner Richtung hin Auserwählten, der zu seinen Lebzeiten Plage, Segen oder Erheiterung, nach seinem Dahingehen aber Sage und Dichtung wird. Dort an den silbernen, grünen Hängen des Plomb du Cantal, wo der Überdrang des Pflanzenreichtums so endlos war, als müsse er undurchdringliche Baumverstecke für ein irdisches Laubfest der Engel schaffen, gab jener Abbé de la Bolien der Wohlgezähltheit von sieben Gemeinden unerschöpflichen, stets sich erneuernden Stoff zur Verwunderung, Bestaunung, zum Belächeln und Beneiden. In Paris strahlte die Majestät des himmlischen Sonnenkönigs, aber die Fernwirkung seiner Würde war ein Schatten gegen die Gerühmtheit eines unvermöglichen, aber hübsch gewachsenen, kecken Abbé. Schon damit hob er sich aus Gewohnheit und Regel hinaus, daß er eine blendend weiße Soutane trug und damit rein äußerlich der Frohfarbigkeit seiner Gesinnung hellste Betonung gab; und königlicher als jener Sonnenabkömmling zu Paris, der sein erhobenes Amt einer natürlichen, unwandelbaren Erbschaft verdankte, gebärdete sich die Berühmtheit des lustigen Abbés, dessen Beschenkung von Gottes Gnaden war.

Denn wer dieses Leben und seine sämtlichen Güter derart auszubeuten sich vermaß, mußte insgeheim die Betätigung eines jenseitigen Geistes empfangen haben, vielleicht jene eines der alten, heiteren, heidnischen Götter, deren Hingabesucht nun bald zwei Jahrtausende durch Weihrauch und Kirchenhandlungen in Unwirksamkeit gebannt blieb und sich nur noch höchst seltenen einzelnen

offenbarte, deren Leidwesen über solche Göttertilgung unbändig war.

Vor allem wußte man in Limousin und in der ganzen Auvergne, daß Abbé de la Bolien in seinem Hause Statuen von Aphrodite, Bacchus und Silen stehen habe und sie zu Zeiten hymnischer Erregung sogar als Altäre benützte, denn er liebte schöne Frauen, trank gerne den unvergleichlichen heimatlichen Wein und kannte die Lieder des Landvolkes so gut wie jene verderbten, aber unschuldig sich gebärdenden des fernen, sonnenhaften Königshofes. So war ihm gegeben, sich im vorhinein zu entschädigen für die Möglichkeit einer, nach Voltaire ewigstillen, begebnislosen Jenseitigkeit.

Gut: er lud sich drei schöne Frauen gleich auf dieser Erde, deren Geschehnisse keine ungewissen Träume zu sein brauchten, zu einem außergewöhnlichen Vergnügen ein. In einem Weingarten hatten sie an lauen beruhigten Abenden zu warten, jede unwissend, daß nahe bei ihr zwei gleicherweise Bestellte, in die Rebenfülle gedrückt, einen raschen, gedämpften Schritt ersehnten und nach einigem Verweilen wieder enteilen hörten; noch zitterten sie dem nach, der währenddem schon von anderen Weinlauben übernickt war.

Und ein andermal: lockte er die ihm huldigenden Frauen von Aurillac sämtlich auf einem Platze zusammen, kam dann wie aus Zufall in die Versammlung, sah mit verhohlener Lust die Mischung von Verstellung, Mißtrauen, Vorwurf, Ärger, Vergeltungsvorsätzen und bewahrte während solcher Selbsterheiterung doch immer

Stil und Haltung. Oder er saß erhöht und verborgen über den Weingärten, wenn das Fest der Traubenlösung die Landschaft zu noch größerer Schönheit weihte; dann war ihm die Liebe der Winzerpaare eröffnet wie ein aufgeschlagenes Buch, da er die Verstohlenen in ergötzlicher Abwechslung entschwinden und wiederkommen sah; er sorgte aber natürlich auch für die nötige Bekanntmachung. Oder er überraschte selbst eines der Winzermädchen irgendwo und beredete ihr letztes Widerstreben mit den leichtsinnigen griechischen Göttergeschichten und hatte fast immer Erfolg.

Derart erzählte der Hofkaplan von dem Abbé de la Bolien noch lange ohne Unterbrechung, bis Wolfgang Amadé überzeugt war: Der hat sich ein schönes Souvenir geschaffen. Den nennt man ewig neben den großen Windbeuteln der Historie.

„Glauben Sie das nicht, Amadé", lächelte Bausse.

Mozarts Verwunderung sagte: „So?"

„Wie es schon geht: vergessen hat man die meiste amouröse Skandalique, nicht aber die Kunst, mit der sie gemacht wurde. Er hat nämlich diese Gefühlsübertreibung zur Ausgleichung auch im Andächtigen, Gottesdienstlichen versucht ... Und demnächst soll er deshalb sogar selig gesprochen werden ... Vielleicht hört man von ihm einmal auch unter dem Namen Saint Bolien ..."

Da war nun dem Wolfgang Amadé auf ganz besonders geputzte Art eine Weisheit zur Betrachtung dargereicht, die ihn anfänglich beinahe zu erdrücken drohte; denn noch waren ihm nicht die feinen Veräftelungen geoffenbart, aus denen Freude und Genuß jenen tröpfeln, die zu den Bevorzugten dieses Lebens zählen; noch kannte er nicht die heilsame Gewalt des eigenen Truges, der eben jene Kultur, jener stimmungsreiche Schmuck jedes Ereignisses ist. Immer wieder rang der kleine Konzertmeister mit dem Sinn der Lehre von Fasson, Genuß und geistiger Einwirkung. Er ahnte nicht, daß es die Selbsttäuschung, die Hast der Nichtbefriedigung eines gesamten Zeitraumes waren, deren Verlockung ihm da von dem Hofkaplan, vielleicht auch wider dessen Willen, aufgenötigt werden sollte.

Mit der Theorie allein war jedenfalls nichts anzufangen.

Noch aber wußte Mozart nicht, wie es auch ihm bestimmt war, einmal des Geistes zu sein, der sich jeder Begebenheit mit einer reizvollen Empfänglichkeit annahm. Es blieb ihm noch eine unvermutete Wandlung vorbehalten.

✦

Es wurde Juli, reifster, erfülltester Sommermonat. Der Hofkaplan hatte sich dem Reiseschwarm des Erzbischofs anschließen müssen und dachte jetzt in dem lauten, kurfürstlichen München sehnsüchtig an die beruhigten Sommertage um Salzburg, die so einzig still gesegnet

waren, wie sonst nur eine junge Mutter nach ihrem ersten Kinde zu sein vermag. Nicht verwehrt aber waren sie dem Wolfgang Amadé, und er genoß sie, als wären sie einzig und allein nur für ihn geschaffen.

In die Zeit dieses glücklichen Größenwahns nun sollte die Vierteilung eines Ereignisses gestellt sein, an dem die Prüfung seines Herzens abzulegen war und mit dem er selbst erkennen mußte, welcher Herkunft sich sein Geist vermessen durfte: war er Gottes, oder nicht?

Es begann an einem jener Tage, die vor lauter Wärme gänzlich unirdisch werden: Sonnendunst entrückt die Berge dem Auge und füllt die Räume über den Ebenen mit dem müden Rauche einer seltsamen Unwesenheit; Laub, Gras, Blüte ruhen starr, und es schwebt über ihnen allein die andachtsvolle Ahnung innerer Schwellung und nicht zu unterbrechender Reife. Das aber war die Zeit, da Amadé am liebsten in dem Bereiche der regungslosen Wiesen wandelte, denn ihre Gebanntheit forderte die Bewegung seiner innerlichen Musik heraus, und so war er bei diesen Gelegenheiten stets eigenster Schöpfung voll.

Wie er aber nun die scheinbare Endlosigkeit der Wiesengrünheit ermaß, sah er irgendwo darin, wo nach seiner Kenntnis bestimmt kein Weg vorüberführen konnte, einen weißen Fleck, und als er hinkam — leidvollen Herzens, da er so viel Gras zertreten mußte —, erkannte er die Helligkeit als das weiße Kleid eines Mädchens, das mit staunenden Augen nach ihm sah.

„Mademoiselle, Ihro ergebenster erzbischöflicher

Konzertmeister Wolfgang Amadé Mozart bittet, seine Neugierde zu pardonieren."

Auf eine Antwort wartete er vergeblich, und so wagte er erst nach längerer Pause an die im Grase Liegende eine Frage: „Ich habe Mademoiselle wohl gestört?"

„Ja; denn ich suchte Gott."

Da wurde Mozart verwundert ohne Maß, und er glaubte die irren Gemütes, welche ihn mit einer derartigen Offenbarung beinahe erschreckte, denn er bemerkte ihr blasses, rührend schmales Gesicht, in dem die Augen schmerzlich aufgerissen brannten. In seinem Zweifel versuchte er sie zu erproben: „Und wo glauben Sie, Gott zu finden?"

„Irgendwo außer mir."

„Mademoiselle irren, den Wohllaut und den Donner seines Zornes vernehmen Sie nur in sich. Gott hört der, dem die Gabe des Insichzurückhorchens gegeben ist."

Da hob sie sich halb wie vor Überraschung und lud Wolfgang Amadé ein: „Setzen Sie sich her in das Gras, ich möchte mehr mit Ihnen reden."

So wurde eine merkwürdig nachdenkliche Sitzung in den Wiesenkräutern eingeleitet, die sich dann wider alle Erwartung ausdehnte, und während der Mozart von weltlichen Dingen nur erfuhr, daß er hier neben einem Fräulein von Amseder zu sein die Erlaubnis habe, das täglich aus Salzburg mit einer alten Dame in die heilsame Sonnenwärme und Stille zur Erholung ausgesandt werde. Ihre anderen Gespräche waren nur dem Laute nach von dieser Welt . . .

Anderen Tages ging dann Amadé wieder an die warm überbrüteten Wiesen, aber die Hoffnung auf die gestrige Gesellschaft erfüllte sich nicht, niemand mehr war im Grase anzutreffen.

Mit einer kleinen, uneingestandenen Enttäuschung änderte er die Richtung seines Wandels; er suchte die Auen an dem ihm zugekehrten Salzachufer, rang sich durch Gebüsch und hohes Wassergras, geriet in Bestände des silberweißen Wollkrautes, das ihn mit Seidenfäden an den Strümpfen behängte, und sah durch Buschgeäst sich plötzlich an einer jener Flußnebenströmungen, die in völlig laue Erwärmung geraten können, da sie unsäglich langsam über Lehm dahinrinnen.

Amadé aber sah noch mehr als nur träge strömendes Wasser: die Sonne hatte nämlich da vorne ihre Beleuchtungsfreude an einem brünetten, glänzenden, nackten Körper, und über so viel Erfahrung verfügte der Flußbesucher doch schon, daß er den mattbraunen Leib nach dem Geschlechte zu werten verstand: ja, ohne Zweifel, es war eine badende Frau.

In diesen Augenblicken lernte Mozart die faunische Freude des nicht erspürten Belauschers kennen, und die Bereicherung der leichtsinnigsten aller Wissenschaften war für Amadé in dem Buschverstecke bedeutender, als sie es nach dem Vortrage eigens dazu Berufener gewesen wäre.

Dem, was er da an dem Wasser sah, sind natürlich aus mancherlei Gründen Beschreibung und nachdichtender Bericht nicht gewachsen; aber Vergnügen muß ihm seine einträgliche Verborgenheit jedenfalls bereitet haben, denn

er hielt es in der notwendigen Starrheit so lange aus, bis die Badende wieder völlig bekleidet war. Dann aber trat er aus der Laubverdichtung mit einer Scheinheiligkeit, als sei er auf dem Wege zum Himmel und wolle sich erkundigen, wohin er durch eine Verirrung augenblicklich geraten sei.

Aber er fiel fast vor Verwunderung um, als er sich folgendermaßen angeredet hörte: „Mach Er keine Anstrengungen. Ich weiß ja wohl, daß Er mich durch das Gebüsch fixiert hat!"

Was blieb darauf zu antworten? Klugheit war hier Schweigen; allein auch dieses ward gereizt: „Und was hat Er nun davon, weil Er ein nacktes Frauenzimmer gesehen hat?"

Diese Unbekümmernis gab Mozart wieder die Frechheit, die hier allein vonnöten war, und so gestand er: „Es war sehr hübsch."

„Wenn's Ihm gefällt, so soll Er die Passion haben." Seine angebotene Begleitung wurde selbstverständlich nicht abgewiesen; es klärte sich, daß der erzbischöfliche Mozart an der Seite der Näherin Rosa Schargitter ging, die so gesund gebräunt wie am Leibe auch im Geiste war; im Gegensatze zu den bedenksamen Gesprächen des vorigen Tages waren nämlich die heute behandelten Gegenstände irdisch und völlig unbeflügelt . . .

Es begab sich dann nach kurzem Zeitraume, während dessen Amadé den zwei voneinander so völlig verschiedenen Erlebnissen nachhing, daß er eine abendliche Gesangsprobe zu halten hatte und im unausweichlichen

Anschlusse daran mit einigen Freunden des Sinnes für die Entrinnbarkeit der Zeit vollends entbunden ward. Als er nun endlich doch heimging, war grauer Morgen, dem der Geruch frischen Gebäcks anmutig, fast feierlich wie Weihrauch, Würze und Bedeutung verleiht.

Amadé schritt, beschwert von Stimmung, Wein, Musik, in gedanklicher Versunkenheit dahin, bis ihn eine blaßrote Helligkeit, die über die Straße leuchtete, jäh emporscheuchte; der Brotduft war auf einmal durchdringender, wärmer, und es wußte der Gast der Frühdämmerung gleich, daß hier ein Bäcker an dem Frühstücksgeschenk schuf. Mozart war hymnisch aufgelegt, und er wollte sich vor dem Backenden zu einer hinreißenden Belobung anregen lassen, fand aber mit Überraschung ein beglühtes, reges Mädchen allein vor dem Ofen, aus dem der rote Schein brach.

Schweigend standen sie einander gegenüber, denn jedes war dem andern wie ein Traum im Morgengrau. Endlich faßte sich Amadé und staunte: „Vor dem Ofen möcht ich auch Bäckermeister sein."

Das arbeitende Mädchen verstand die lächelnde, leise Huldigung nicht, und ihre Zustimmung sagte: „Es ist ein guter Ofen, ja; das Brot gerät."

„Ich meine wegen des charmierbaren Gesellen."

Da schoß sie, wie aus Verwirrung, neuerdings eine Lage der gelbweißen Teiglaibe ein.

„Bäckt die Mademoiselle allein?" erkundigte sich Amadé.

„Der Vater ist alt, ich laß ihn so früh nimmer

aufstehen; der Gesell aber hat ins Bayrische wandern müssen."

Solches rührte die Güte des übernächtigen Konzertmeisterchens, er zog seinen Rock aus und machte sich zum Aushilfsbäcker.

Auch sein Gesicht ward dabei rot und glühend, die ungewohnten Arme müde, allein dieses Erlebnis blieb reizend und erinnerungswert . . .

Und wieder einige Tage später, da den nie ruhenden Wolfgang Amadé die brausende Idee eines andante majestoso aufwühlte, wußte er als einzigen verheißenden Weg zu Sammlung und innerer Festlichkeit nur jenen in den abendlichen Dom. Dort glaubte er gewiß gelöst zu werden von allem Beschwerenden und jenes Schwebegefühl zu empfangen, das die Erhebung in reine, unirdische Höhen vortäuscht. Es war um die Stunde, da Hohensalzburg, emporgehoben aus den silberblauen Taldünsten, allein die heilige, rote Abendkrone aufgedrückt erhielt und zur Königin wurde durch einige um der Vergänglichkeit willen schmerzliche Minuten.

Während dieser hatte Mozart in der kühlen, geisterhaften Domdämmerung sein viertes Erlebnis. Bei seinem Eintritte gleich zitterte an sein Ohr ein tiefes Summen, als würden Hummelgesänge in dem Kirchenraume lebendig; das feine, unterscheidungsfähige Ohr aber erkannte: das ist eine verhaltene, betende Menschenstimme, deren leiser Ton in der Domwölbung zu der Stärke von Hummelchören anschwillt. Und er saugte

die dunkle Musik auf, als käme sie geraden Weges aus den heiligen Harmonien des Himmels.

Näher ging er dieser ausdrucksreichen Andacht und traf eine junge Frau, die ihm ein tiefbeschattetes Gesicht zuwandte. Mozart machte eine stumme Verbeugung, die Erklärung und Entschuldigung sein sollte. Eine wohllautvoll klingende Stimme, die ein tiefglockiger Alt war und den Hummelton leicht vortäuschen konnte, aber sagte zu ihm: „Herr Mozart komponieren wohl wieder eine Sarabande und durchstreifen deshalb den Abend?“

„Woher bin ich denn der Kirchengängerin bekannt?“

„Bin die Tochter des Musikers Haub.“

„Des Flötisten?“

„Ja.“

„Tüchtiger Mann, der Haub.“

„Der Herr Konzertmeister muß es wissen.“

„Mademoiselle ist exquisit fromm.“

„Stehe gern abends in der Kirche; gibt einen wunderschönen Ton wie nirgends sonst.“

„Musikerohren.“

Und sie erprobten abwechselnd mit verschieden stark betonten Stimmen den dunklen, Andacht erweckenden Widerruf des abendlichen Doms ...

So hatte Wolfgang Amadé vier eigentümliche Bekanntschaften gemacht, und ein Interesse, dessen Ursachen er nicht weiter nachgrübelte, ließ ihn immer wieder zu ihnen zurückkehren; denn er hatte sich nach mancherlei Überlegungen und Vorwürfen von ihnen bereits losgerungen

gehabt und sie einfach zu dem Erinnerungsspiel des einmal Gewesenen gezählt.

„Soll ich", sagte er sich, „vierfach gebunden sein an Rücksicht und Hingabe, der ich nur zu gut weiß, wessen Dienerschaft allein ich auf mich zu nehmen bereit war?"

Aber der nachwirkende Geist und die nicht zum Schweigen zu bringende Anrufung der Anekdoten bezwangen ihn viermal nacheinander. Er suchte abwechselnd die vier Frauen und fand sie; einem Erzbischöflichen blieb manches erlaubt, wenn er auch nur Wolfgang Amadé Mozart hieß, von dem man wußte, wie schmählich er von dem Grafen Colloredo behandelt wurde; natürlich auch von seinen Kavalieren und Kujonen. Bei gleichen Gelegenheiten fand er zumeist die Gesuchten, mit Ausnahme der Schargitter, die sich einer zweiten Belauschung nicht mehr aussetzte, denn nicht jedesmal brauchte so eine liebenswürdige Überraschung, wie es Mozart war, in dem Busche zu stecken.

Amadé erriet die Absichtlichkeit, da er das Fräulein von Amseder stets im Grase, die Schargitter an besonders schwülen Tagen an der Salzach, aber nie badend, die Flötistentochter im dunkelnden Dom fand; der Bäckerin war er ohnedies sicher, jeden Morgen war sie zu erreichen. Da er sich nun also erwartet glaubte, wurde er eitel, und diese Eitelkeit stellte ihm die verhängnisvollste Falle dieser Welt, in die rettungslos fast alle geraten, denen sie nur einmal aufgerichtet ist. Sie hatte ihre Helfer, natürlich, und deren erster war die

Sonnenwärme an der Salzach. Sie benahm ihm mit wohliger Überwindung Atem, Herzschlag, Bewußtsein, und in diesem dämmerigen, vor glücklichem Sommergefühl beinahe hilflosen Zustand sank er an Willen entäußerter in die zitternden Arme der brünetthäutigen Schargitter, als es umgekehrt hätte der Fall sein sollen. Dort an den stillen, wunderwenig begangenen Ufern wurde ihm die Liebe mit so letztmöglicher, verständlicher Überzeugung gelehrt, daß es ihn einige Tage vor Beschämung und Grauen schüttelte.

Er mußte schließlich in die reine, ruhige Wiese flüchten; er mußte, denn es trieb ihn eine derartig peinigende Sehnsucht zu der kranken, nach seiner Meinung bestimmt nur geistigen Amseder, daß er laut nach ihr rufen zu müssen glaubte. Und als er die blassen, eingefallenen Wangen und die stumme Frage der Augen sah, war ihm erst wohl. Hier war Abgeschiedenheit, hier war nicht zu störendes Ausruhen.

Die stille Durchscheinende drückte den Kopf in die Grasansammlung und ließ Wolfgang Amadé reden, was er nur wollte. Er aber rang danach, sich mit diesen Worten zu reinigen und zu entsühnen; so wurden sie von selbst andächtig, behutsam, erwählt, und wovon er sprach, war wenig von dieser Welt.

Es schien seine Absicht, das Mädchen in völlige Entrücktheit hineinzureden, um ja keiner irdischen Regung teilhaftig zu sein. Aber schließlich wurde sein Lohn doch ein kleines, feines, wohlverständliches Ereignis. Vielleicht schälte sich aus dem Redereichtum Mozarts für das

Mädchen nur die Erkenntnis seiner Gefühlskraft, die ihr versagt geblieben, und huldigte ihm nun im stillen. Sie riß eine nahe Sternblume aus, beschwerte die Blüte mit einem Kuß und bot sie ihm derart dar, daß auch er seinen Mund hineindrücken mußte. Und das war entschieden eine heimliche Liebeserklärung jener gewesen, die sich wohl beeilen mußte, einige holde Ernte dieses Lebens noch einzubringen.

Mozart verließ sie nicht wie verjagt oder beschämt, in ihm war allein eine unbestimmte, dumpfe Traurigkeit, sein Herzschlag wie gefesselt von dem Mädchen, das die Geschenke dieser Erde nur nach seinen Stäubchen zu nehmen berechtigt war.

So kam es, daß die vordem nach einem unbändigen Wunsche gewandelte Stimmung Mozart wieder nach einer andern Richtung des Gefühls trieb, die nur zu dem natürlichen Weibe vor dem Backofen führen konnte, denn hier war Aussicht auf innere Beruhigung, Erheiterung. Bei Arbeit und Ofenglut konnte von ihm weder das eine noch das andere gefordert werden, um dessentwillen es ihn neuerdings zur dritten der Bekanntschaften gezogen hatte.

Er wurde wie des öfteren schon mit Herzlichkeit empfangen und fühlte sich in keiner Weise bedrängt; er hatte dem Mädchen die Laibe hinzureichen und vollbrachte es mit einer lächelnden Selbstverständlichkeit, als wäre er immer nur Bäcker gewesen. Er glaubte sich wie aus dem Ringe dieses Daseins gelöst und in eine neue Bestimmung versetzt. Ein derartiges Gefühl

aber veränderte ihn zu völliger Heiterkeit. Sie standen an dem Ofen wie bevorzugte Kinder Gottes.

Endlich, als die Hinreichung der Laibe beschlossen war, fragte das Mädchen in zutraulicher Neugierde: „Da Sie so galant waren, was fordern Sie zum Lohne, Herr Amadé?“

Und dieser verlangte, ohne Bedenken, daß ihm vielleicht gewillfahrt werden könnte, aus purer Übersprudelei: „Einen Kuß!“

Es blieb wohl einige Sekunden still neben ihm, dann aber gewährte sie ihm ihre Belustigung: „Gut, den sollen Sie haben.“

Da war er nun neuerdings überrascht von dem Ereignis, dem er sich eigentlich zu entwinden trachtete, und wußte nun auch, daß einer gewissen Bestimmung nicht zu entrinnen war. Um sich nicht endlos lächerlich zu machen, mußte der Kuß eingelöst werden, es wurden ihrer übrigens drei, ohne daß es unterscheidbar gewesen wäre, wer von den beiden die stärkere Anregung zu dieser erhöhten Anzahl gegeben hatte. Diesmal nun war die Grundstimmung seines Herzens: Verwirrung . . .

Nach diesen drei Begebenheiten, die sich nach der gleichen Richtung hin gewendet hatten, wurde in Wolfgang Amadé die Neugierde natürlich allmächtig, und er beschloß, das vierte Geschehnis einfach selbst herauszufordern.

Zweimal war die Haub im Dom nicht anzutreffen. Am dritten Abend aber, den er nach ihr aus war, stand sie da wie damals, als sie zu dem Genuß des schwer-

mütigen Wohllautes leise Worte vor sich hinredete. Sie gab ihm nur die Hand, ohne einen Grußlaut zu hauchen, obwohl sie gewiß verstand, daß sein dämmerlicher Dombesuch allein ihretwegen unternommen war. Und es geschah, da Mozart so selten schön und trotz des Schweigens so eigentümlich vielsagend empfangen wurde, daß sich auch er in Stummheit zwang und sie nun nebeneinander standen, als hätten sie ein ihnen allein verkündetes Wunder zu erwarten, das sich am geweihten Altare begeben müßte.

Es war seltsam, unbeschreiblich schön. Beiden war, als bewege sich um sie die Luft mit zartesten Schwingungen; und geheimtuerisch, voll schauernder Ahnung, kam einmal das Flüstern der Haub herüber: „Neben uns ist Gott."

Amadé nickte ihr durch das Grau glücklich zu und fühlte gleich darauf, wie ihre laue, leicht erregte Hand sich an die seine schmiegte: denn die Sprache der Liebe hat tausend Dialekte.

*

Wolfgang Amadé hatte am Klaviere eben ein kleines, holdstimmiges Konzert durchgespielt, im Nebenzimmer hörte er den Vater einen bedachtsamen Philosophenschritt gehen. Ludwig von Bausse schrieb aus München: er hoffe nicht auf einen salzburgischen September, denn der Erzbischof hatte ihn mit kirchlichen Geschäften in der bayrischen Stadt zurückgelassen. Die Augustwärme drückte in die Zimmer herein, wie ein

heißer, begehrender Mund sog sie sich in die Haut, küßte die Augenlider in müdes Erschlaffen nieder, löste die lebendige Spannung der Nerven zu angenehmer Verdämmerung.

Stand da neben dem dunklen Hofkaplan nicht eine helle, lächelnde Gestalt, ganz in reinstes Weiß gekleidet, um die Augen den wissenden Zug jener, denen weniges versagt geblieben? Nickte nicht der glänzende, geschickte Besieger des Lebens aus den Nebeln des Traumes zu Wolfgang Amadé herüber? Der Abbé de la Bolien der Weinstadt Aurillac?

Wie hatte doch auf dem Wege gegen Abtenau der Hofkaplan diesen Apostel der Lehre von dem kultivierten und verbrämten Genuß gepriesen. Und nun war dem, der damals zum ängstlich Erschreckten geworden, selbst verlockend angeboten, was todsicher die innerliche, schöne Gottesruhe auf immer verdirbt.

Amadé versuchte zu ergründen, wie sich jener Liebeskönner mit seinem Salzburger Frauenvierspiel abgefunden hätte. Zweifellos war in allen vieren leise Liebeserweckung gewesen, und der fachkundige Abbé würde sie wohl nach Möglichkeit gesteigert haben. Jedenfalls war es wegen der aufregenden Vierteilung ein seltenes Geschehnis, des Fiebers und der Hingabe wert, die Amadé dafür aufwendete; immer aufs neue gereizt wurde er dazu durch Eitelkeit, Neugierde, einige Liebe und beginnende, entschuldbare Neigung zu dem verführerischen Göttchen Eros.

Ja, vierfach und vierfältig war Wolfgang Amadé

geliebt. Und wie er sich so in das Talent des Abbés hineindachte, ja, sich insgeheim sogar dessen leichtfertige Anpassungsfähigkeit wünschte, da schoß plötzlich wie ein heißer Strahl durch seinen Kopf eine derart ungewöhnliche Erkenntnis, daß es ihn nicht mehr daheim litt. Er stürmte auf Hohensalzburg, von wo er seine Gedanken in die dunstige Weite hin verströmen lassen konnte wie eine unvergleichlich kostbare Flut. Und dort gab er der ihn umgebenden Landschaft die Möglichkeit, der Widerklang dessen zu sein, was ihn erfüllte: „Ein wunderliches Geigenspiel vermeint er zu haben, dessen Saiten nun einmal vier Frauen sind, mit aller feinsten Abtönung und Stimmung, mit der nämlichen Klangfarbe und musikalischen Wirkung, aus reinstem Zufall zusammengeführt, aber selbst durch einen Wunsch kaum besser zu erwarten."

Da, da war nun der Einfluß des lockeren Geistes jenes de la Bolien, der in Wolfgang Amadé die Täuschung durch ein hübsches Spiel zufälliger Fügung vollbrachte.

Amadé war von der Idee hingerissen.

Zu einem sonderbaren, einzigen Geigenspiel hatte er sich vier Saiten gewonnen, deren jede den ihr eigenen Wohllaut besaß; seltsam, daß er erst durch die Erinnerung an den Liebeskünstler solchen reizvollen Zusammenhang erkennen mußte. Obwohl es natürlich und aufdringend war: Das leise, blasse, ein wenig hysterische Fräulein von Amseder die dünne Saite E, auf der die Melodien wie süße Gesänge aus einer jenseitigen Welt der Ahnung klangen.

Die brünette, lebenshungrige, unbekümmerte Schargitter: die gesundtönige Saite A, auf der zumeist die reichen Hymnen ruhen, die zur Lobpreisung dieses Lebens gesetzt sind.

Die körperlich volle, junge Bäckerin, deren Mädchengeschmeide die morgendlichen Ofenfunken bildeten: die herbe, starke Saite D, die so freundlich tönt wie eine kleine Hausglocke.

Und endlich die silberumsponnene Saite G, die beruhigend und feierlich ist gleich einem Sonntagsgebete: jene Flötistentochter Haub, deren Stimme dunkelster Alt war, und die so gebändigt zu sein vermochte, daß sie dem stärksten Drang innerlichster Fülle Auslösung nur in der keuschen Berührung der Hände gestattete . . .

Zu so einem Geigenspiel hätte vielleicht auch der Abbé die vier Frauen vereinigt; für den Musiker Mozart war es ein himmlischer Einfall, denn nun wußte er nach vier Richtungen hin Empfänglichkeiten, die er nach Belieben zu gewandelten Ausdrücken anregen konnte. Hier hatte die Kompositionskunst und Erfindungsgabe des Herzens zu sorgen, und es erwies sich, daß Amadé auch für diese lebendigen Saiten ausgezeichnete Begabung besaß.

So war ihm eine seltsam reiche Melodik der Stimmung gegeben, denn bald klang ihm die eine Art der Frauen, bald die andere und beschenkte ihn mit jener Kenntnis irdischen Wesens, ohne die Gott keinen seiner Erwählten läßt. So war es ihm möglich, je nach Neigung und Wunsch mit der Musik dieser vierfachen

Verschiedenheit zu wechseln und damit reich zu werden wie wenig andere.

In jenen Tagen überströmte sich bis zur förmlichen Stauung aus Fülle die Begnadung seiner Schöpfung, es schien, als müsse sich in wenigen Tagen alle strahlende Heiterkeit aus ihm ergießen. Kaum kannte sich Wolfgang Amadé selbst wieder vor lauter Glück, Anregung, Wirkung der Erlebnisse.

Dann verleitete ihn selbstverständlich nach langer Bezähmung, die bis in den September hinein vorgehalten hatte, jener beratende, in Amadé immer lebendige Abbégeist zu einem gewagten Streich, von dem er sich bedeutendes Vergnügen versprach und darin auch nicht betrogen ward.

Er wollte die Saiten seines Geigenspieles einmal innig enge beisammen haben. Es sollte eben ein wirkliches Geigenspiel werden, die Saiten nebeneinander für ihn bereit. Er ging hin und lud alle vier ein, und zwar in die Wohnung eines jungen, ihm bekannten Musikers; er verriet jeder, daß sie noch einige Schülerinnen antreffen würde, sich aber durch sie nicht beirren lassen sollte. Und er brachte das Unglaubliche zustande: alle vier Gebetenen kamen, saßen in sich gekehrt, waren einander unzugänglich und unbewußt der dreifachen Gleichheit neben sich, eröffnet nur dem Einen, der sie ein kleines Sonderkonzert hören ließ.

So groß nun war seine Verfeinerung geworden, daß es ihm Genuß bedeutete, ohne irgendeine Handlung oder ein bewegliches Ereignis über die vier Stimmungen der

vier Frauen hinzuspielen, sie unauffällig zu beobachten und sich einzubilden, er musiziere nun ein Spiel auf dieser lebendigen Geige . . .

Wenn er nun diese Anregung durch jenen de la Bolien so gewichtig nahm, daß er seine Kultur damit verglich, so war das ein Irrtum; denn was jenem nur Lust am Abenteuer bedeutete, war für Wolfgang Amadé mehr: es sollte ihm ein Übermaß an Freuden, Schattierungen des Lebens, Erkenntnissen von Geschehnismöglichkeiten verschafft sein, daß er dauernd voll war des nötigen Dranges.

Denn der hübsche Zufall des Frauenspiels sollte nicht beständig sein, wie Mozart glaubte. Daß es wirklich nur gefügt war, seine Erweckung zu fördern, zeigte sich, wie er nach vier Freuden zum Ausgleich auch vier Schmerzen leiden mußte.

+

Amadé hatte nicht bedacht, daß jedes Geigenspiel vergänglich ist, er, dem oft genug selbst unter den Fingern die Saiten rissen.

Das seidendünne empfindliche E war natürlich zuerst dahin. Wolfgang Amadé wurde zu den Herrschaften von Amseder gerufen, als der November seine ungestümen Winde entfesselte. Und er fand dort das blasse, nach seiner Musik verlangende Fräulein, dessen Ohren vielleicht unbewußt schon die Chöre der Engel vernahmen. Die Frage der Augen war noch bangender geworden und fand die letzte, jede Begier tilgende Antwort.

Mozart konnte nicht einmal am Begräbnisse teilnehmen; so hatte dieser Verlust den Empfindsamen durchstoßen.

Es riß auch die Saite A, greller als die dünne, deren zartes Gefüge eigentlich nur allmählich nachgelassen hatte. Die lebenslustige Schargitter wurde aus Salzburg durch einen erzbischöflichen Spruch verjagt, nicht ohne früher eine kleine Skandalliste jener Herren bekannt zu geben, die sich ihrer Gewährung rühmen durften.

Die hübsche Bäckerin hatte im Februar Hochzeit; Amadé erfuhr es auf Umwegen, nachdem er oftmals vergeblich ausgewesen war, sich an dem Brotofen zweifache Morgenkühle auszuwärmen: jene des Leibes und jene des Herzens.

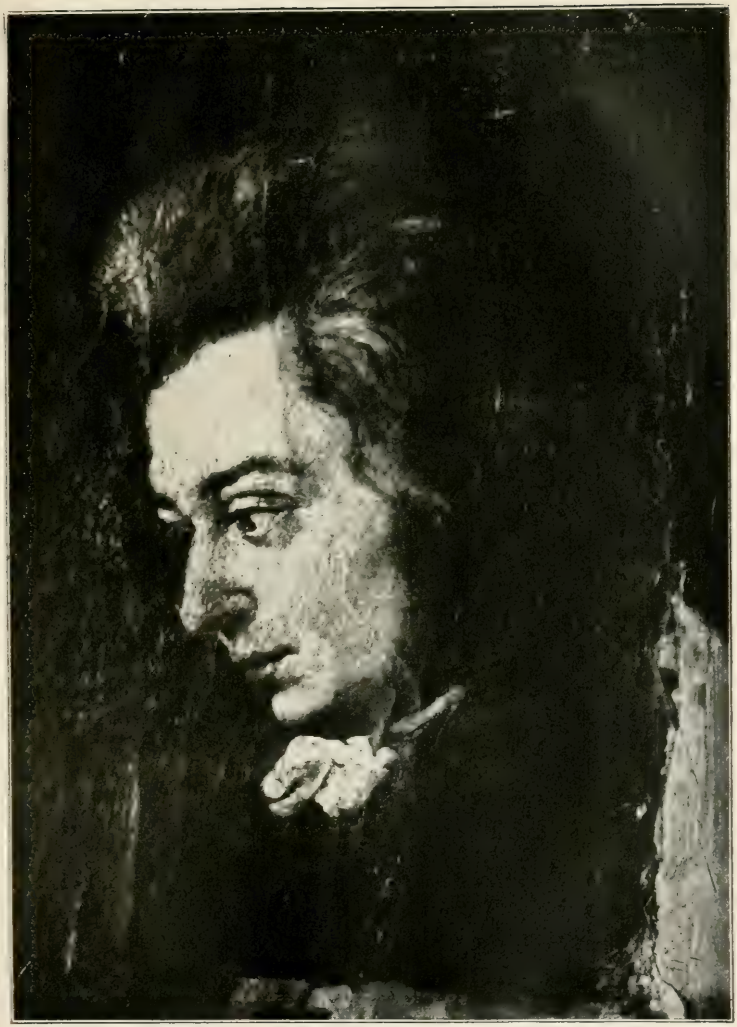
Die Haub endlich erkrankte, verlor die Haare und sollte nun wohl hinleben wie eine trockene Blume: allein der Form nach noch eine Erinnerung an einstige Holdseligkeit; alles andere: Duft, Farbe, Gefäß eines kleinen Weltseelenteilchens, hinweg.

Vier Saitenschicksale, von der Geige in einen Zufall des Lebens übertragen, dessen Form der feine Geist Amadés zu durchbilden hatte.

Viermal riß ihm das Weh ins Herz, denn er hatte an Beständigkeit geglaubt, viermal mußte er sich neuerdings zurechtfinden.

Solches war seiner Erwählung aufgegeben, daß er erkenntnisreich werden sollte; Gott war ein guter Lehrer und hielt auf Methode.

Wolfgang Amadé war dafür auch einer seiner besten Schüler.



Mozart von 1782/83

Unvollendetes Bildnis von J. Lange, Mozartmuseum in Salzburg

Eduard Mörike:
Mozart auf der Reise nach Prag

Im Herbst des Jahres 1787 unternahm Mozart in Begleitung seiner Frau eine Reise nach Prag, um „Don Juan" daselbst zur Aufführung zu bringen.

Am dritten Reisetage, den vierzehnten September, gegen elf Uhr morgens fuhr das wohlgelaunte Ehepaar, noch nicht viel über dreißig Stunden Wegs von Wien entfernt, in nordwestlicher Richtung jenseits vom Mannhardsberg und der deutschen Thaya bei Schrems, wo man das schöne Mährische Gebirg' bald vollends überstiegen hat.

„Das mit drei Postpferden bespannte Fuhrwerk," schreibt die Baronesse von T. an ihre Freundin, „eine stattliche, gelbrote Kutsche, war Eigentum einer gewissen alten Frau Generalin Volkstett, die sich auf ihren Umgang mit dem Mozartischen Hause und ihre ihm erwiesenen Gefälligkeiten von jeher scheint etwas zugut getan zu haben." — Die ungenaue Beschreibung des fraglichen Gefährts wird sich ein Kenner des Geschmacks der achtziger Jahre noch etwa durch einige Züge ergänzen. Der gelbrote Wagen ist hüben und drüben am Schlage mit Blumenbuketten, in ihren natürlichen Farben gemalt, die Ränder mit schmalen Goldleisten verziert, der Anstrich aber noch keineswegs von jenem spiegelglatten Lack der heutigen Wiener Werkstätten

glänzend, der Kasten auch nicht völlig ausgebaucht, obwohl nach unten zu kokett mit einer kühnen Schweifung eingezogen; dazu kommt ein hohes Gedeck mit starrenden Ledervorhängen, die gegenwärtig zurückgestreift sind.

Von dem Kostüm der beiden Passagiere sei überdies so viel bemerkt. Mit Schonung für die neuen, im Koffer eingepackten Staatsgewänder war der Anzug des Gemahls bescheidentlich von Frau Konstanzen ausgewählt; zu der gestickten Weste von etwas verschossenem Blau sein gewohnter brauner Überrock mit einer Reihe großer und dergestalt fassonierter Knöpfe, daß eine Lage rötliches Rauschgold durch ihr sternartiges Gewebe schimmerte, schwarzseidene Beinkleider, Strümpfe und auf den Schuhen vergoldete Schnallen. Seit einer halben Stunde hat er wegen der für diesen Monat außerordentlichen Hitze sich des Rocks entledigt und sitzt, vergnüglich plaudernd, barhaupt, in Hemdärmeln da. Madame Mozart trägt ein bequemes Reisehabit, hellgrün und weiß gestreift; halb aufgebunden fällt der Überfluß ihrer schönen, lichtbraunen Locken auf Schulter und Nacken herunter; sie waren zeit ihres Lebens noch niemals von Puder entstellt, während der starke, in einen Zopf gefaßte Haarwuchs ihres Gemahls für heute nur nachlässiger als gewöhnlich damit versehen ist.

Man war eine sanft ansteigende Höhe zwischen fruchtbaren Feldern, welche hie und da die ausgedehnte Waldung unterbrachen, gemachsam hinauf und jetzt am Waldsaum angekommen.

„Durch wieviel Wälder", sagte Mozart, „sind wir

nicht heute, gestern und ehegestern schon passiert! — Ich dachte nichts dabei, geschweige daß mir eingefallen wäre, den Fuß hineinzusetzen. Wir steigen einmal aus da, Herzenskind, und holen von den blauen Glocken, die dort so hübsch im Schatten stehen. Deine Tiere, Schwager, mögen ein bißchen verschnaufen."

Indem sie sich beide erhoben, kam ein kleines Unheil an den Tag, welches dem Meister einen kleinen Zank zuzog. Durch seine Achtlosigkeit war ein Flakon mit kostbarem Riechwasser aufgegangen und hatte seinen Inhalt unvermerkt in die Kleider und Polster ergossen. „Ich hätt' es denken können," klagte sie; „es duftete schon lang so stark. O weh, ein volles Fläschchen echte Rosée d'Aurore rein ausgeleert! Ich sparte sie wie Gold." — „Ei, Närrchen," gab er ihr zum Trost zurück, „begreife doch, auf solche Weise ganz allein war uns dein Götter-Riechschnaps etwas nütze. Erst saß man in einem Backofen, und all dein Gefächel half nichts, bald aber schien der ganze Wagen gleichsam ausgekühlt; du schriebst es den paar Tropfen zu, die ich mir auf den Jabot goß; wir waren neu belebt, und das Gespräch floß munter fort, statt daß wir sonst die Köpfe hätten hängen lassen wie die Hämmel auf des Fleischers Karren, und diese Wohltat wird uns auf dem ganzen Weg begleiten. Jetzt aber laß uns doch einmal zwei wienerische Nos'n recht expreß hier in die grüne Wildnis stecken!"

Sie stiegen Arm in Arm über den Graben an der Straße und sofort tiefer in die Tannendunkelheit hinein,

die, sehr bald bis zur Finsternis verdichtet, nur hin und wieder von einem Streifen Sonne auf sammetnem Moosboden grell durchbrochen ward. Die erquickliche Frische, im plötzlichen Wechsel gegen die außerhalb herrschende Glut, hätte dem sorglosen Mann ohne die Vorsicht der Begleiterin gefährlich werden können. Mit Mühe drang sie ihm das in Bereitschaft gehaltene Kleidungsstück auf. — „Gott, welche Herrlichkeit!“ rief er, an den hohen Stämmen hinaufblickend, aus, „man ist als wie in einer Kirche. Mir deucht, ich war niemals in einem Wald, und besinne mich jetzt erst, was es doch heißt, ein ganzes Volk von Bäumen beieinander! Keine Menschenhand hat sie gepflanzt, sind alle selbst gekommen und stehen so, nur eben weil es lustig ist beisammen wohnen und wirtschaften. Siehst du, mit jungen Jahren fuhr ich doch in halb Europa hin und her, habe die Alpen gesehn und das Meer, das Größeste und Schönste, was erschaffen ist: jetzt steht von ungefähr der Gimpel in einem ordinären Tannenwald an der böhmischen Grenze, verwundert und verzückt, daß solches Wesen irgend existiert, nicht etwa nur so una finzione di poeti ist, wie ihre Nymphen, Faune und dergleichen mehr, auch kein Komödienwald, nein, aus dem Erdboden herausgewachsen, von Feuchtigkeit und Wärmelicht der Sonne großgezogen! Hier ist zu Haus der Hirsch mit seinem wundersamen zackigen Gestäude auf der Stirn, das possierliche Eichhorn, der Auerhahn, der Häher.“ — Er bückte sich, brach einen Pilz und pries die prächtige hochrote Farbe des Schirms,

die zarten weißlichen Lamellen an dessen unterer Seite, auch steckte er verschiedene Tannenzapfen ein.

„Man könnte denken," sagte die Frau, „du habest noch nicht zwanzig Schritte hinein in den Prater gesehen, der solche Raritäten doch auch wohl aufzuweisen hat."

„Was Prater! Sapperlot, wie du nur das Wort hier nennen magst! Vor lauter Karossen, Staatsdegen, Roben und Fächern, Musik und allem Spektakel der Welt, wer sieht denn da noch sonst etwas? Und selbst die Bäume dort, so breit sie sich auch machen, ich weiß nicht — Buchekern und Eicheln, am Boden verstreut, sehn halter aus als wie Geschwisterkind mit der Unzahl verbrauchter Korkstöpsel darunter. Zwei Stunden weit riecht das Gehölz nach Kellnern und nach Saucen."

„O unerhört!" rief sie, „so redet nun der Mann, dem gar nichts über das Vergnügen geht, Backhähnl im Prater zu speisen!"

Als beide wieder in dem Wagen saßen und sich die Straße jetzt nach einer kurzen Strecke ebenen Wegs allmählich abwärts senkte, wo eine lachende Gegend sich bis an die entfernteren Berge verlor, fing unser Meister, nachdem er eine Zeitlang still gewesen, wieder an: „Die Erde ist wahrhaftig schön und keinem zu verdenken, wenn er so lang wie möglich darauf bleiben will. Gott sei's gedankt, ich fühle mich so frisch und wohl wie je und wäre bald zu tausend Dingen aufgelegt, die denn auch alle nacheinander an die Reihe kommen sollen, wie nur mein neues Werk vollendet und aufgeführt sein wird. Wie viel ist draußen in der

Welt und wie viel daheim, Merkwürdiges und Schönes, das ich noch gar nicht kenne, an Wunderwerken der Natur, an Wissenschaften, Künsten und nützlichen Gewerben! Der schwarze Köhlerbube dort bei seinem Meiler weiß dir von manchen Sachen auf ein Haar so viel Bescheid wie ich, da doch ein Sinn und ein Verlangen in mir wäre, auch einen Blick in dies und jen's zu tun, das eben nicht zu meinem nächsten Kram gehört."

„Mir kam", versetzte sie, „in diesen Tagen dein alter Sackkalender in die Hände von Anno fünfundachtzig; da hast du hinten angemerkt drei bis vier Notabene. Zum ersten steht: ‚Mitte Oktober gießet man die großen Löwen in kaiserlicher Erzgießerei'; fürs zweite, doppelt angestrichen: ‚Professor Gattner zu besuchen!' Wer ist der?"

„O recht, ich weiß — auf dem Observatorio der gute alte Herr, der mich von Zeit zu Zeit dahin einlädt. Ich wollte längst einmal den Mond und 's Mandl drin mit dir betrachten. Sie haben jetzt ein mächtig großes Fernrohr oben; da soll man auf der ungeheuern Scheibe, hell und deutlich bis zum Greifen, Gebirge, Täler, Klüfte sehen und von der Seite, wo die Sonne nicht hinfällt, den Schatten, den die Berge werfen. Schon seit zwei Jahren schlag ich's an, den Gang zu tun, und komme nicht dazu, elender und schändlicher Weise."

„Nun," sagte sie, „der Mond entläuft uns nicht. Wir holen manches nach."

Nach einer Pause fuhr er fort: „Und geht es nicht mit allem so? O pfui, ich darf nicht daran denken,

was man verpaßt, verschiebt und hängen läßt! — von Pflichten gegen Gott und Menschen nicht zu reden — ich sage, von purem Genuß, von den kleinen unschuldigen Freuden, die einem jeden täglich vor den Füßen liegen."

Madame Mozart konnte oder wollte von der Richtung, die sein leicht bewegliches Gefühl hier mehr und mehr nahm, auf keine Weise ablenken, und leider konnte sie ihm nur von ganzem Herzen recht geben, indem er mit steigendem Eifer fortfuhr: „Ward ich denn je nur meiner Kinder ein volles Stündchen froh? Wie halb ist das bei mir und immer en passant! Die Buben einmal rittlings auf das Knie gesetzt, mich zwei Minuten mit ihnen durch das Zimmer gejagt, und damit basta, wieder abgeschüttelt! Es denkt mir nicht, daß wir uns auf dem Lande zusammen einen schönen Tag gemacht hätten, an Ostern oder Pfingsten, in einem Garten oder Wäldel, auf der Wiese, wir unter uns allein, bei Kinderscherz und Blumenspiel, um selber einmal wieder Kind zu werden. Allmittelst geht und rennt und saust das Leben hin — Herr Gott! bedenkt man's recht, es möcht' einem der Angstschweiß ausbrechen!"

Mit der soeben ausgesprochenen Selbstanklage war unerwartet ein sehr ernsthaftes Gespräch in aller Traulichkeit und Güte zwischen beiden eröffnet. Wir teilen dasselbe nicht ausführlich mit und werfen lieber einen allgemeinen Blick auf die Verhältnisse, die teils ausdrücklich und unmittelbar den Stoff, teils auch nur den bewußten Hintergrund der Unterredung ausmachten.

Hier drängt sich uns voraus die schmerzliche Betrachtung auf, daß dieser feurige, für jeden Reiz der Welt und für das Höchste, was dem ahnenden Gemüt erreichbar ist, unglaublich empfängliche Mensch, soviel er auch in seiner kurzen Spanne Zeit erlebt, genossen und aus sich hervorgebracht, ein stetiges und rein befriedigtes Gefühl seiner selbst doch lebenslang entbehrte.

Wer die Ursachen dieser Erscheinung nicht etwa tiefer suchen will, als sie vermutlich liegen, wird sie zunächst einfach in jenen, wie es scheint unüberwindlich eingewohnten Schwächen finden, die wir so gern und nicht ganz ohne Grund mit alledem, was an Mozart der Gegenstand unsrer Bewunderung ist, in eine Art notwendiger Verbindung bringen.

Des Mannes Bedürfnisse waren sehr vielfach, seine Neigung zumal für gesellige Freuden außerordentlich groß. Von den vornehmsten Häusern der Stadt als unvergleichliches Talent gewürdigt und gesucht, verschmähte er Einladungen zu Festen, Zirkeln und Partien selten oder nie. Dabei tat er der eigenen Gastfreundschaft innerhalb seiner näheren Kreise gleichfalls genug. Einen längst hergebrachten musikalischen Abend am Sonntag bei ihm, ein ungezwungenes Mittagsmahl an seinem wohlbestellten Tisch mit ein paar Freunden und Bekannten, zwei-, dreimal in der Woche, das wollte er nicht missen. Bisweilen brachte er die Gäste, zum Schrecken der Frau, unangekündigt von der Straße weg ins Haus, Leute von sehr ungleichem Wert, Liebhaber, Kunstgenossen, Sänger und Poeten. Der müßige

Schmarotzer, dessen ganzes Verdienst in einer immer aufgeweckten Laune, in Witz und Spaß, und zwar vom gröbern Korn, bestand, kam so gut wie der geistvolle Kenner und der treffliche Spieler erwünscht. Den größten Teil seiner Erholung indes pflegte Mozart außer dem eigenen Hause zu suchen. Man konnte ihn nach Tisch einen Tag wie den andern am Billard im Kaffeehaus und so auch manchen Abend im Gasthof finden. Er fuhr und ritt sehr gerne in Gesellschaft über Land, besuchte als ein ausgemachter Tänzer Bälle und Redouten und machte sich des Jahrs einige Male einen Hauptspaß an Volksfesten, vor allen am Brigitten-Kirchtag im Freien, wo er als Pierrot maskiert erschien.

Diese Vergnügungen, bald bunt und ausgelassen, bald einer ruhigeren Stimmung zusagend, waren bestimmt, dem lang gespannten Geist nach ungeheurem Kraftaufwand die nötige Rast zu gewähren; auch verfehlten sie nicht, demselben nebenher auf den geheimnisvollen Wegen, auf welchen das Genie sein Spiel bewußtlos treibt, die feinen flüchtigen Eindrücke mitzuteilen, wodurch es sich gelegentlich befruchtet. Doch leider kam in solchen Stunden, weil es dann immer galt, den glücklichen Moment bis auf die Neige auszuschöpfen, eine andere Rücksicht, es sei nun der Klugheit oder der Pflicht, der Selbsterhaltung wie der Häuslichkeit, nicht in Betracht. Genießend oder schaffend kannte Mozart gleich wenig Maß und Ziel. Ein Teil der Nacht war stets der Komposition gewidmet. Morgens früh, oft lange noch im Bett, ward ausgearbeitet. Dann machte

er von zehn Uhr an, zu Fuß oder im Wagen abgeholt, die Runde seiner Lektionen, die in der Regel noch einige Nachmittagsstunden wegnahmen. „Wir plagen uns wohl auch rechtschaffen," so schreibt er selber einmal einem Gönner, „und es hält öfter schwer, nicht die Geduld zu verlieren. Da halst man sich als wohlakkreditierter Cembalist und Musiklehrmeister ein Dutzend Schüler auf und immer wieder einen neuen, unangesehn, was weiter an ihm ist, wenn er nur seinen Taler per marca bezahlt. Ein jeder ungrische Schnurrbart vom Geniekorps ist willkommen, den der Satan plagt, für nichts und wieder nichts Generalbaß und Kontrapunkt zu studieren; das übermütigste Komteßchen, das mich, wie Meister Coquerel, den Haarkräusler, mit einem roten Kopf empfängt, wenn ich einmal nicht auf den Glockenschlag bei ihr anklopfe usw." Und wenn er nun, durch diese und andere Berufsarbeiten, Akademien, Proben und dergleichen abgemüdet, nach frischem Atem schmachtete, war den erschlafften Nerven häufig nur in neuer Aufregung eine scheinbare Stärkung vergönnt. Seine Gesundheit wurde heimlich angegriffen, ein je und je wiederkehrender Zustand von Schwermut wurde, wo nicht erzeugt, doch sicherlich genährt an eben diesem Punkt und so die Ahnung eines frühzeitigen Todes, die ihn zuletzt auf Schritt und Tritt begleitete, unvermeidlich erfüllt. Gram aller Art und Farbe, das Gefühl der Reue nicht ausgenommen, war er als eine herbe Würze jeder Lust auf seinen Teil gewöhnt. Doch wissen wir, auch diese Schmerzen rannen abgeklärt und rein in

jenem tiefen Quell zusammen, der, aus hundert goldenen Röhren springend, im Wechsel seiner Melodien unerschöpflich, alle Qual und alle Seligkeit der Menschenbrust ausströmte.

Am offenbarsten zeigten sich die bösen Wirkungen der Lebensweise Mozarts in seiner häuslichen Verfassung. Der Vorwurf törichter, leichtsinniger Verschwendung lag sehr nahe; er mußte sich sogar an einen seiner schönsten Herzenszüge hängen. Kam einer, in dringender Not ihm eine Summe abzuborgen, sich seine Bürgschaft zu erbitten, so war meist schon darauf gerechnet, daß er sich nicht erst lang nach Pfand und Sicherheit erkundigte; dergleichen hätte ihm auch in der Tat so wenig als einem Kinde angestanden. Am liebsten schenkte er gleich hin und immer mit lachender Großmut, besonders wenn er meinte, gerade Überfluß zu haben.

Die Mittel, die ein solcher Aufwand neben dem ordentlichen Hausbedarf erheischte, standen allerdings in keinem Verhältnis mit den Einkünften. Was von Theatern und Konzerten, von Verlegern und Schülern einging, zusamt der kaiserlichen Pension, genügte um so weniger, da der Geschmack des Publikums noch weit davon entfernt war, sich entschieden für Mozarts Musik zu erklären. Diese lauterste Schönheit, Fülle und Tiefe befremdete gemeinhin gegenüber der bisher beliebten, leicht faßlichen Kost. Zwar hatten sich die Wiener an „Belmonte und Konstanze“ — dank den populären Elementen dieses Stücks — seinerzeit kaum ersättigen

können, hingegen tat, einige Jahre später, „Figaro“, und sicher nicht allein durch die Intrigen des Direktors, im Wettstreit mit der lieblichen, doch weit geringeren „Cosa rara“ einen unerwarteten, kläglichen Fall; derselbe „Figaro“, den gleich darauf die gebildetern oder unbefangenern Prager mit solchem Enthusiasmus aufnahmen, daß der Meister in dankbarer Rührung darüber seine nächste große Oper eigens für sie zu schreiben beschloß. — Trotz der Ungunst der Zeit und dem Einfluß der Feinde hätte Mozart noch immer einen sehr ansehnlichen Gewinn von seiner Kunst gezogen: so aber kam er selbst bei jenen Unternehmungen zu kurz, wo auch der große Haufen ihm Beifall zujauchzen mußte. Genug, es wirkte eben alles, Schicksal und Naturell und eigene Schuld, zusammen, den einzigen Mann nicht gedeihen zu lassen.

Welch einen schlimmen Stand nun aber eine Hausfrau, sofern sie ihre Aufgabe kannte, unter solchen Umständen gehabt haben müsse, begreifen wir leicht. Obgleich selbst jung und lebensfroh, als Tochter eines Musikers ein ganzes Künstlerblut, von Hause aus übrigens schon an Entbehrung gewöhnt, bewies Konstanze allen guten Willen, dem Unheil an der Quelle zu steuern, manches Verkehrte abzuschneiden und den Verlust im Großen durch Sparsamkeit im Kleinen zu ersetzen. Nur eben in letzterer Hinsicht vielleicht ermangelte sie des rechten Geschicks und der frühern Erfahrung. Sie hatte die Kasse und führte das Hausbuch; jede Forderung, jede Schuldmahnung, und was es Ver-

drießliches gab, ging ausschließlich an sie. Da stieg ihr wohl mitunter das Wasser an die Kehle, zumal wenn oft zu dieser Bedrängnis, zu Mangel, peinlicher Verlegenheit und Furcht vor offenbarer Unehre, noch gar der Trübsinn ihres Mannes kam, worin er tagelang verharrte, untätig, keinem Trost zugänglich, indem er mit Seufzen und Klagen neben der Frau oder stumm in einem Winkel vor sich hin den einen traurigen Gedanken, zu sterben, wie eine endlose Schraube verfolgte. Ihr guter Mut verließ sie dennoch selten, ihr heller Blick fand meist, wenn auch nur auf einige Zeit, Rat und Hilfe. Im wesentlichen wurde wenig oder nichts gebessert. Gewann sie ihm mit Ernst und Scherz, mit Bitten und Schmeicheln für heute so viel ab, daß er den Tee an ihrer Seite trank, sich seinen Abendbraten daheim bei der Familie schmecken ließ, um nachher nicht mehr auszugehen, was war damit erreicht? Er konnte wohl einmal, durch ein verweintes Auge seiner Frau plötzlich betroffen und bewegt, eine schlimme Gewohnheit aufrichtig verwünschen, das Beste versprechen, mehr als sie verlangte, — umsonst, er fand sich unversehens im alten Fahrgeleise wieder. Man war versucht zu glauben, es habe anders nicht in seiner Macht gestanden, und eine völlig veränderte Ordnung nach unsern Begriffen von dem, was allen Menschen ziemt und frommt, ihm irgendwie gewaltsam aufgedrungen, müßte das wunderbare Wesen geradezu selbst aufgehoben haben.

Einen günstigen Umschwung der Dinge hoffte Konstanze doch stets insoweit, als derselbe von außen her

möglich war: durch eine gründliche Verbesserung ihrer ökonomischen Lage, wie solche bei dem wachsenden Ruf ihres Mannes nicht ausbleiben könne. Wenn erst, so meinte sie, der stete Druck wegfiel, der sich auch ihm, bald näher, bald entfernter, von dieser Seite fühlbar machte, wenn er, anstatt die Hälfte seiner Kraft und Zeit dem bloßen Gelderwerb zu opfern, ungeteilt seiner wahren Bestimmung nachleben dürfe, wenn endlich der Genuß, nach dem er nicht mehr jagen, den er mit ungleich besserem Gewissen haben würde, ihm noch einmal so wohl an Leib und Seele gedeihe, dann sollte bald sein ganzer Zustand leichter, natürlicher, ruhiger werden. Sie dachte gar an einen gelegentlichen Wechsel ihres Wohnorts, da seine unbedingte Vorliebe für Wien, wo nun einmal nach ihrer Überzeugung kein rechter Segen für ihn sei, am Ende doch zu überwinden wäre.

Den nächsten entscheidenden Vorschub aber zur Verwirklichung ihrer Gedanken und Wünsche versprach sich Madame Mozart vom Erfolg der neuen Oper, um die es sich bei dieser Reise handelte.

Die Komposition war weit über die Hälfte vorgeschritten. Vertraute, urteilsfähige Freunde, die, als Zeugen der Entstehung des außerordentlichen Werks, einen hinreichenden Begriff von seiner Art und Wirkungsweise haben mußten, sprachen überall davon in einem Tone, daß viele selber von den Gegnern darauf gefaßt sein konnten, es werde dieser „Don Juan", bevor ein halbes Jahr verginge, die gesamte musikalische Welt von einem Ende Deutschlands bis zum andern

erschüttert, auf den Kopf gestellt, im Sturm erobert haben. Vorsichtiger und bedingter waren die wohlwollenden Stimmen anderer, die, von dem heutigen Standpunkt der Musik ausgehend, einen allgemeinen und raschen Sukzeß kaum hofften. Der Meister selber teilte im stillen ihre nur zu wohl begründeten Zweifel.

Konstanze ihrerseits, wie die Frauen immer, wo ihr Gefühl einmal lebhaft bestimmt und noch dazu vom Eifer eines höchst gerechten Wunsches eingenommen ist, durch spätere Bedenklichkeiten von da und dorther sich viel seltener als die Männer irremachen lassen, hielt fest an ihrem guten Glauben und hatte eben jetzt im Wagen wiederum Veranlassung, denselben zu verfechten. Sie tat's, in ihrer fröhlichen und blühenden Manier, mit doppelter Geflissenheit, da Mozarts Stimmung im Verlauf des vorigen Gesprächs, das weiter zu nichts führen konnte und deshalb äußerst unbefriedigend abbrach, bereits merklich gesunken war. Sie setzte ihrem Gatten sofort mit gleicher Heiterkeit umständlich auseinander, wie sie nach ihrer Heimkehr die mit dem Prager Unternehmer als Kaufpreis für die Partitur akkordierten hundert Dukaten zur Deckung der dringendsten Posten und sonst zu verwenden gedenke, auch wie sie zufolge ihres Etats den kommenden Winter hindurch bis zum Frühjahr gut auszureichen hoffe.

„Dein Herr Bondini wird sein Schäfchen an der Oper scheren, glaub' es nur; und ist er halb der Ehrenmann, den du ihn immer rühmst, so läßt er dir nachträglich noch ein artiges Prozentchen von den Summen

ab, die ihm die Bühnen nacheinander für die Abschrift zahlen; wo nicht, nun ja, gottlob, so stehen uns noch andere Chancen in Aussicht, und zwar noch tausendmal solidere. Mir ahnet allerlei."

„Heraus damit!"

„Ich hörte unlängst ein Vögelchen pfeifen, der König von Preußen hab' einen Kapellmeister nötig."

„Oho!"

„Generalmusikdirektor, wollt' ich sagen. Laß mich ein wenig phantasieren! Die Schwachheit habe ich von meiner Mutter."

„Nur zu! je toller, je besser."

„Nein, alles ganz natürlich. — Vornweg also nimm an: übers Jahr um diese Zeit —"

„Wenn der Papst die Grete freit —"

„Still doch, Hanswurst! Ich sage, aufs Jahr um Sankt Ägidi muß schon längst kein kaiserlicher Kammerkomponist mit Namen Wolf Mozart in Wien mehr weit und breit zu finden sein."

„Beiß dich der Fuchs dafür."

„Ich höre schon im Geist, wie unsere alten Freunde von uns plaudern, was sie sich alles zu erzählen wissen."

„Zum Exempel?"

„Da kommt zum Beispiel eines Morgens früh nach neune schon unsere alte Schwärmerin, die Volkstett, in ihrem feurigsten Besuchssturmschritt quer übern Kohlmarkt herübergesegelt. Sie war drei Monat' fort, die große Reise zum Schwager in Sachsen, ihr tägliches Gespräch, solang wir sie kennen, kam endlich zustand';

seit gestern nacht ist sie zurück, und jetzt mit ihrem übervollen Herzen — es schwattelt ganz von Reiseglück und Freundschaftsungeduld und allerliebsten Neuigkeiten — stracks hin zur Oberstin damit! die Trepp' hinauf und angeklopft und das Herein nicht abgewartet: stell' dir den Jubel selber vor und das Embrassement beiderseits! — ‚Nun, liebste, beste Oberstin,' hebt sie nach einigem Vorgängigen mit frischem Odem an, ‚ich bringe Ihnen ein Schock Grüße mit, ob Sie erraten von wem? Ich komme nicht so gradenwegs von Stendal her, es wurde ein kleiner Abstecher gemacht, linkshin, nach Brandenburg zu.' — ‚Wie? wär' es möglich . . . Sie kamen nach Berlin? sind bei Mozarts gewesen?' — ‚Zehn himmlische Tage!' — ‚O liebe, süße, einzige Generalin, erzählen Sie, beschreiben Sie! Wie geht es unsern guten Leutchen? Gefallen sie sich immer noch so gut wie anfangs dort? Es ist mir fabelhaft, undenkbar, heute noch, und jetzt nur desto mehr, da Sie von ihm herkommen — Mozart als Berliner! Wie benimmt er sich doch? wie sieht er denn aus?' — ‚O der! Sie sollten ihn nur sehen. Diesen Sommer hat ihn der König ins Karlsbad geschickt. Wann wäre seinem herzgeliebten Kaiser Joseph so etwas eingefallen, he? Sie waren beide kaum erst wieder da, als ich ankam. Er glänzt von Gesundheit und Leben, ist rund und beleibt und vif wie Quecksilber; das Glück sieht ihm und die Behaglichkeit recht aus den Augen.'"

Und nun begann die Sprecherin in ihrer angenommenen Rolle die neue Lage mit den hellsten Farben

auszumalen. Von seiner Wohnung Unter den Linden, von seinem Garten und Landhaus an bis zu den glänzenden Schauplätzen seiner öffentlichen Wirksamkeit und den engeren Zirkeln des Hofs, wo er die Königin auf dem Piano zu begleiten hatte, wurde alles durch ihre Schilderung gleichsam zur Wirklichkeit und Gegenwart. Ganze Gespräche, die schönsten Anekdoten schüttelte sie aus dem Ärmel. Sie schien fürwahr mit jener Residenz, mit Potsdam und mit Sanssouci bekannter als im Schlosse zu Schönbrunn und auf der kaiserlichen Burg. Nebenbei war sie schalkhaft genug, die Person unsres Helden mit einer Anzahl völlig neuer hausväterlicher Eigenschaften auszustatten, die sich auf dem soliden Boden der preußischen Existenz entwickelt hatten, und unter welchen die besagte Volkstett als höchstes Phänomen und zum Beweis, wie die Extreme sich manchmal berühren, den Ansatz eines ordentlichen Geizchens wahrgenommen hatte, das ihn unendlich liebenswürdig kleide. „Ja, nehmen S' nur, er hat seine dreitausend Taler fix, und das wofür? Daß er die Woche einmal ein Kammerkonzert, zweimal die große Oper dirigiert. — Ach, Oberstin, ich habe ihn gesehen, unsern lieben, kleinen, goldenen Mann inmitten seiner trefflichen Kapelle, die er sich zugeschult, die ihn anbetet! saß mit der Mozartin in ihrer Loge, schräg gegen den höchsten Herrschaften über! Und was stand auf dem Zettel, bitte Sie — ich nahm ihn mit für Sie — ein kleines Reis'präsent von mir und Mozarts dreingewickelt — hier schauen Sie, hier lesen Sie, da steht's mit ellen-

langen Buchstaben gedruckt!' — ‚Hilf Himmel! was? ‚Tarar'!' — ‚Ja, gelten S', Freundin, was man erleben kann! Vor zwei Jahren, wie Mozart den ‚Don Juan' schrieb und der verwünschte giftige, schwarzgelbe Salieri auch schon im stillen Anstalt machte, den Triumph, den er mit seinem Stück davontrug in Paris, demnächst auf seinem eigenen Territorio zu begehen und unserem guten, Schnepfen liebenden, allzeit in ‚Cosa rara' vergnügten Publikum nun doch auch mal so eine Gattung Falken sehn zu lassen, und er und seine Helfershelfer bereits zusammen munkelten und raffinierten, daß sie den ‚Don Juan' so schön gerupft wie jenesmal den ‚Figaro', nicht tot und nicht lebendig, auf das Theater stellen wollten — wissen S', da tat ich ein Gelübd', wenn das infame Stück gegeben wird, ich geh' nicht hin, um keine Welt! Und hielt auch Wort. Als alles lief und rannte — und, Oberstin, Sie mit — blieb ich an meinem Ofen sitzen, nahm meine Katze auf den Schoß und aß meine Kaldaunsche; und so die folgenden paar Male auch. Jetzt aber, stellen Sie sich vor, ‚Tarar' auf der Berliner Opernbühne, das Werk seines Todfeinds, von Mozart dirigiert! — ‚Da müssen Sie schon drein!' rief er gleich in der ersten Viertelstunde, ‚und wär's auch nur, daß Sie den Wienern sagen können, ob ich dem Knaben Absalom ein Härchen krümmen ließ. Ich wünschte, er wär' selbst dabei, der Erzneidhammel sollte sehen, daß ich nicht nötig hab', einem andern sein Zeug zu verhunzen, damit ich immerfort der bleiben möge, der ich bin!'"

«Brava! bravissima!» rief Mozart überlaut und nahm sein Weibchen bei den Ohren, verküßte, herzte, kitzelte sie, so daß sich dieses Spiel mit bunten Seifenblasen einer erträumten Zukunft, die leider niemals, auch nicht im bescheidensten Maße, erfüllt werden sollte, zuletzt in hellen Mutwillen, Lärm und Gelächter auflöste.

Sie waren unterdessen längst ins Tal herabgekommen und näherten sich einem Dorf, das ihnen bereits auf der Höhe bemerklich gewesen, und hinter welchem sich unmittelbar ein kleines Schloß von modernem Ansehen, der Wohnsitz eines Grafen von Schinzberg, in der freundlichen Ebene zeigte. Es sollte in dem Ort gefüttert, gerastet und Mittag gehalten werden. Der Gasthof, wo sie hielten, lag vereinzelt am Ende des Dorfs bei der Straße, von welcher seitwärts eine Pappelallee von nicht sechshundert Schritten zum herrschaftlichen Garten führte.

Mozart, nachdem man ausgestiegen, überließ wie gewöhnlich der Frau die Bestellung des Essens. Inzwischen befahl er für sich ein Glas Wein in die untere Stube, während sie nächst einem Trunke frischen Wassers nur irgendeinen stillen Winkel, um ein Stündchen zu schlafen, verlangte. Man führte sie eine Treppe hinauf, der Gatte folgte, ganz munter vor sich hin singend und pfeifend. In einem rein geweißten und schnell gelüfteten Zimmer befand sich unter andern veralteten Möbeln von edlerer Herkunft — sie waren ohne Zweifel aus den gräflichen Gemächern seinerzeit hierher gewandert — ein sauberes, leichtes Bett mit gemaltem Himmel auf

dünnen, grün lackierten Säulen, dessen seidene Vorhänge längst durch einen gewöhnlichen Stoff ersetzt waren. Konstanze machte sich's bequem, er versprach, sie rechtzeitig zu wecken, sie riegelte die Tür hinter ihm zu, und er suchte nunmehr Unterhaltung für sich in der allgemeinen Schenkstube. Hier war jedoch außer dem Wirt keine Seele, und weil dessen Gespräch dem Gast so wenig wie sein Wein behagte, so bezeugte er Lust, bis der Tisch bereit wäre, noch einen Spaziergang nach dem Schloßgarten zu machen. Der Zutritt, hörte er, sei anständigen Fremden wohl gestattet und die Familie überdies heut' ausgefahren.

Er ging und hatte bald den kurzen Weg bis zu dem offenen Gattertor zurückgelegt, dann langsam einen hohen alten Lindengang durchmessen, an dessen Ende linker Hand er in geringer Entfernung das Schloß von seiner Fronte auf einmal vor sich hatte. Es war von italienischer Bauart, hell getüncht, mit weit vorliegender Doppeltreppe; das Schieferdach verzierten einige Statuen in üblicher Manier, Götter und Göttinnen, samt einer Balustrade.

Von der Mitte zweier großen, noch reichlich blühenden Blumenparterre ging unser Meister nach den buschigen Teilen der Anlagen zu, berührte ein paar schöne dunkle Piniengruppen und lenkte seine Schritte auf vielfach gewundenen Pfaden, indem er sich allmählich den lichteren Partien wieder näherte, dem lebhaften Rauschen eines Springbrunnens nach, den er sofort erreichte.

Das ansehnlich weite, ovale Bassin war rings von

einer sorgfältig gehaltenen Orangerie in Kübeln, abwechselnd mit Lorbeeren und Oleander, umstellt; ein weicher Sandweg, gegen den sich eine schmale Gitterlaube öffnete, lief rund umher. Die Laube bot das angenehmste Ruheplätzchen dar; ein kleiner Tisch stand vor der Bank, und Mozart ließ sich vorn am Eingang nieder.

Das Ohr behaglich dem Geplätscher des Wassers hingegeben, das Aug' auf einen Pomeranzenbaum von mittlerer Größe geheftet, der außerhalb der Reihe, einzeln, ganz dicht an seiner Seite auf dem Boden stand und voll der schönsten Früchte hing, ward unser Freund durch diese Anschauung des Südens alsbald auf eine liebliche Erinnerung aus seiner Knabenzeit geführt. Nachdenklich lächelnd reicht er hinüber nach der nächsten Frucht, als wie um ihre herrliche Ründe, ihre saftige Kühle in hohler Hand zu fühlen. Ganz im Zusammenhang mit jener Jugendszene aber, die wieder vor ihm aufgetaucht, stand eine längst verwischte musikalische Reminiszenz, auf deren unbestimmter Spur er sich ein Weilchen träumerisch erging. Jetzt glänzen seine Blicke, sie irren da und dort umher, er ist von einem Gedanken ergriffen, den er sogleich eifrig verfolgt. Zerstreut hat er zum zweitenmal die Pomeranze angefaßt, sie geht vom Zweige los und bleibt ihm in der Hand. Er sieht und sieht es nicht; ja so weit geht die künstlerische Geistabwesenheit, daß er, die duftige Frucht beständig unter der Nase hin und her wirbelnd und bald den Anfang, bald die Mitte einer

Weise unhörbar zwischen den Lippen bewegend, zuletzt instinktmäßig ein emailliertes Etui aus der Seitentasche des Rocks hervorbringt, ein kleines Messer mit silbernem Heft daraus nimmt und die gelbe kugelige Masse von oben nach unten langsam durchschneidet. Es mochte ihn dabei entfernt ein dunkles Durstgefühl geleitet haben, jedoch begnügten sich die angeregten Sinne mit Einatmung des köstlichen Geruchs. Er starrt minutenlang die beiden inneren Flächen an, fügt sie sachte wieder zusammen, ganz sachte, trennt und vereinigt sie wieder.

Da hört er Tritte in der Nähe, er erschrickt, und das Bewußtsein, wo er ist, was er getan, stellt sich urplötzlich bei ihm ein. Schon im Begriff, die Pomeranze zu verbergen, hält er doch gleich damit inne, sei es aus Stolz, sei's, weil es zu spät dazu war. Ein großer breitschulteriger Mann in Livree, der Gärtner des Hauses, stand vor ihm. Derselbe hatte wohl die letzte verdächtige Bewegung noch gesehen und schwieg betroffen einige Sekunden. Mozart, gleichfalls sprachlos, auf seinem Sitz wie angenagelt, schaute ihm halb lachend, unter sichtbarem Erröten, doch gewissermaßen keck und groß mit seinen blauen Augen ins Gesicht; dann setzte er — für einen Dritten wäre es höchst komisch anzusehn gewesen — die scheinbar unverletzte Pomeranze mit einer Art von trotzig couragiertem Nachdruck in die Mitte des Tisches.

„Um Vergebung," fing jetzt der Gärtner, nachdem er den wenig versprechenden Anzug des Fremden ge-

musterte, mit unterdrücktem Unwillen an, „ich weiß nicht, wen ich hier —“

„Kapellmeister Mozart aus Wien.“

„Sind ohne Zweifel bekannt im Schloß?“

„Ich bin hier fremd und auf der Durchreise. Ist der Herr Graf anwesend?“

„Nein.“

„Seine Gemahlin?“

„Sind beschäftigt und schwerlich zu sprechen.“

Mozart stand auf und machte Miene zu gehen.

„Mit Erlaubnis, mein Herr — wie kommen Sie dazu, an diesem Ort auf solche Weise zuzugreifen?“

„Was?“ rief Mozart, „zugreifen? Zum Teufel, glaubt Er denn, ich wollte stehlen und das Ding da fressen?“

„Mein Herr, ich glaube, was ich sehe. Diese Früchte sind gezählt, ich bin dafür verantwortlich. Der Baum ist vom Herrn Grafen zu einem Fest bestimmt, soeben soll er weggebracht werden. Ich lasse Sie nicht fort, ehbevor ich die Sache gemeldet und Sie mir selbst bezeugten, wie das zugegangen ist.“

„Sei's drum. Ich werde hier so lange warten. Verlaß Er sich darauf!“

Der Gärtner sah sich zögernd um, und Mozart, in der Meinung, es sei vielleicht nur auf ein Trinkgeld abgesehn, griff in die Tasche, allein er hatte das geringste nicht bei sich.

Zwei Gartenknechte kamen nun wirklich herbei, luden den Baum auf eine Bahre und trugen ihn hinweg.

Inzwischen hatte unser Meister seine Brieftasche gezogen, ein weißes Blatt herausgenommen und, während daß der Gärtner nicht von der Stelle wich, mit Bleistift angefangen zu schreiben:

„Gnädigste Frau! Hier sitze ich Unseliger in Ihrem Paradiese, wie weiland Adam, nachdem er den Apfel gekostet. Das Unglück ist geschehen, und ich kann nicht einmal die Schuld auf eine gute Eva schieben, die eben jetzt, von Grazien und Amoretten eines Himmelsbetts umgaukelt, im Gasthof sich des unschuldigsten Schlafes erfreut. Befehlen Sie, und ich stehe persönlich Ihro Gnaden Rede über meinen mir selbst unfaßlichen Frevel. Mit aufrichtiger Beschämung

Hochdero

untertänigster Diener

W. A. Mozart,

auf dem Wege nach Prag."

Er übergab das Billett, ziemlich ungeschickt zusammengefaltet, dem peinlich wartenden Diener mit der nötigen Weisung.

Der Unhold hatte sich nicht sobald entfernt, als man an der hinteren Seite des Schlosses ein Gefährt in den Hof rollen hörte. Es war der Graf, der eine Nichte und ihren Bräutigam, einen jungen reichen Baron, vom benachbarten Gut herüberbrachte. Da die Mutter des letztern seit Jahren das Haus nicht mehr verließ, war die Verlobung heute bei ihr gehalten worden; nun sollte dieses Fest in einer fröhlichen Nachfeier mit einigen

Verwandten auch hier begangen werden, wo Eugenie gleich einer eigenen Tochter seit ihrer Kindheit eine zweite Heimat fand. Die Gräfin war mit ihrem Sohne Max, dem Leutnant, etwas früher nach Hause gefahren, um noch verschiedene Anordnungen zu treffen. Nun sah man in dem Schlosse alles, auf Gängen und Treppen, in voller Bewegung, und nur mit Mühe gelang es dem Gärtner, im Vorzimmer endlich den Zettel der Frau Gräfin einzuhändigen, die ihn jedoch nicht auf der Stelle öffnete, sondern, ohne genau auf die Worte des Überbringers zu achten, geschäftig weiter eilte. Er wartete und wartete, sie kam nicht wieder. Eins um das andere von der Dienerschaft, Aufwärter, Zofe, Kammerdiener, rannte an ihm vorbei; er fragte nach dem Herrn — der kleidete sich um; er suchte nun und fand den Grafen Max auf seinem Zimmer, der aber unterhielt sich angelegentlich mit dem Baron und schnitt ihm, wie in Sorge, er wolle etwas melden oder fragen, wovon noch nichts verlauten sollte, das Wort vom Munde ab: „Ich komme schon — geht nur!“ Es stand noch eine gute Weile an, bis endlich Vater und Sohn zugleich herauskamen und die fatale Nachricht empfingen.

„Das wär' ja höllenmäßig!“ rief der dicke, gutmütige, doch etwas jähe Mann; „das geht ja über alle Begriffe! Ein Wiener Musikus, sagt Ihr? Vermutlich irgend solch ein Lump, der um ein Viatikum läuft und mitnimmt, was er findet?“

„Verzeihen Ew. Gnaden, darnach sieht er gerad'

nicht aus. Er deucht mir nicht richtig im Kopf; auch ist er sehr hochmütig. Moser nennt er sich. Er wartet unten auf Bescheid; ich hieß den Franz um den Weg bleiben und ein Aug' auf ihn haben."

„Was hilft es hinterdrein, zum Henker? Wenn ich den Narren auch einstecken lasse, der Schaden ist nicht mehr zu reparieren! Ich sagt' Euch tausendmal, das vordere Tor soll allezeit geschlossen bleiben. Der Streich wär' aber jedenfalls verhütet worden, hättet Ihr zur rechten Zeit Eure Zurüstungen gemacht."

Hier trat die Gräfin hastig und mit freudiger Aufregung, das offene Billett in der Hand, aus dem anstoßenden Kabinett. „Wißt ihr," rief sie, „wer unten ist? Um Gottes willen, lest den Brief — Mozart aus Wien, der Komponist! Man muß gleich gehen, ihn heraufzubitten — ich fürchte nur, er ist schon fort! was wird er von mir denken! Ihr, Velten, seid ihm doch höflich begegnet? Was ist denn eigentlich geschehen?"

„Geschehn?" versetzte der Gemahl, dem die Aussicht auf den Besuch eines berühmten Mannes unmöglich allen Ärger auf der Stelle niederschlagen konnte, „der tolle Mensch hat von dem Baum, den ich Eugenien bestimmte, eine der neun Orangen abgerissen, hm! das Ungeheuer! Somit ist unserem Spaß geradezu die Spitze abgebrochen, und Max mag sein Gedicht nur gleich kassieren."

„O nicht doch!" sagte die dringende Dame. „Die Lücke läßt sich leicht ausfüllen, überlaßt es nur mir. Geht beide jetzt, erlöst, empfangt den guten Mann, so

freundlich und so schmeichelhaft ihr immer könnt. Er soll, wenn wir ihn irgend halten können, heut' nicht weiter. Trefft ihr ihn nicht im Garten mehr, sucht ihn im Wirtshaus auf und bringt ihn mit seiner Frau. Ein größeres Geschenk, eine schönere Überraschung für Eugenien hätte der Zufall uns an diesem Tag nicht machen können."

„Gewiß!" erwiderte Max, „dies war auch mein erster Gedanke. Geschwinde, kommen Sie, Papa! Und" — sagte er, indem sie eilends nach der Treppe liefen — „der Verse wegen seien Sie ganz ruhig. Die neunte Muse soll nicht zu kurz kommen; im Gegenteil, ich werde aus dem Unglück noch besondern Vorteil ziehen." — „Das ist unmöglich." — „Ganz gewiß." — „Nun, wenn das ist — allein ich nehme dich beim Wort — so wollen wir dem Querkopf alle erdenkliche Ehre erzeigen."

Solange dies im Schloß vorging, hatte sich unser Quasi-Gefangener, ziemlich unbesorgt über den Ausgang der Sache, geraume Zeit schreibend beschäftigt. Weil sich jedoch gar niemand sehen ließ, fing er an, unruhig hin und her zu gehen; darüber kam dringliche Botschaft vom Wirtshaus, der Tisch sei schon lange bereit, er möchte ja gleich kommen, der Postillon pressiere. So suchte er denn seine Sachen zusammen und wollte ohne weiteres aufbrechen, als beide Herren vor der Laube erschienen.

Der Graf begrüßte ihn, beinah' wie einen früheren Bekannten, lebhaft mit seinem kräftig schallenden Organ,

ließ ihn zu gar keiner Entschuldigung kommen, sondern erklärte sogleich seinen Wunsch, das Ehepaar zum wenigsten für diesen Mittag und Abend im Kreis seiner Familie zu haben. „Sie sind uns, mein liebster Maestro, so wenig fremd, daß ich wohl sagen kann, der Name Mozart wird schwerlich anderswo mit mehr Begeisterung und häufiger genannt als hier. Meine Nichte singt und spielt, sie bringt fast ihren ganzen Tag am Flügel zu, kennt Ihre Werke auswendig und hat das größte Verlangen, Sie einmal in mehrerer Nähe zu sehen, als es vorigen Winter in einem Ihrer Konzerte anging. Da wir nun demnächst auf einige Wochen nach Wien gehen werden, so war ihr eine Einladung beim Fürsten Gallizin, wo man Sie öfter findet, von den Verwandten versprochen. Jetzt aber reisen Sie nach Prag, werden sobald nicht wiederkehren, und Gott weiß, ob Sie der Rückweg zu uns führt. Machen Sie heute und morgen Rasttag! Das Fuhrwerk schicken wir sogleich nach Hause, und mir erlauben Sie die Sorge für Ihr Weiterkommen."

Der Komponist, welcher in solchen Fällen der Freundschaft oder dem Vergnügen leicht zehnmal mehr, als hier gefordert war, zum Opfer brachte, besann sich nicht lange; er sagte diesen einen halben Tag mit Freuden zu, dagegen sollte morgen mit dem frühesten die Reise fortgesetzt werden. Graf Max erbat sich das Vergnügen, Madame Mozart abzuholen und alles Nötige im Wirtshaus abzumachen. Er ging, ein Wagen sollte ihm gleich auf dem Fuße nachfolgen.

Von diesem jungen Mann bemerken wir beiläufig, daß er mit einem von Vater und Mutter angeerbten heitern Sinn Talent und Liebe für schöne Wissenschaften verband und ohne wahre Neigung zum Soldatenstand sich doch als Offizier durch Kenntnisse und gute Sitten hervortat. Er kannte die französische Literatur und erwarb sich, zu einer Zeit, wo deutsche Verse in der höheren Gesellschaft wenig galten, Lob und Gunst durch eine nicht gemeine Leichtigkeit der poetischen Form in der Muttersprache nach guten Mustern, wie er sie in Hagedorn, in Götz und andern fand. Für heute war ihm nun, wie wir bereits vernahmen, ein besonders erfreulicher Anlaß geworden, seine Gabe zu nutzen.

Er traf Madame Mozart, mit der Wirtstochter plaudernd, vor dem gedeckten Tisch, wo sie sich einen Teller Suppe vorausgenommen hatte. Sie war an außerordentliche Zwischenfälle, an kecke Stegreifsprünge ihres Mannes zu sehr gewöhnt, als daß sie über die Erscheinung und den Auftrag des jungen Offiziers mehr als billig hätte betreten sein können. Mit unverstellter Heiterkeit, besonnen und gewandt, besprach und ordnete sie ungesäumt alles Erforderliche selbst. Es wurde umgepackt, bezahlt, der Postillon entlassen, sie machte sich, ohne zu große Ängstlichkeit in der Herstellung ihrer Toilette, fertig und fuhr mit dem Begleiter wohlgemut dem Schlosse zu, nicht ahnend, auf welche sonderbare Weise ihr Gemahl sich dort eingeführt hatte.

Der befand sich inzwischen bereits sehr behaglich

daselbst und auf das beste unterhalten. Nach kurzer Zeit sah er Eugenien mit ihrem Verlobten; ein blühendes, höchst anmutiges, inniges Wesen. Sie war blond, ihre schlanke Gestalt in karmoisinrote, leuchtende Seide mit kostbaren Spitzen festlich gekleidet, um ihre Stirn ein weißes Band mit edlen Perlen. Der Baron, nur wenig älter als sie, von sanftem, offenem Charakter, schien ihrer wert in jeder Rücksicht.

Den ersten Aufwand des Gesprächs bestritt, fast nur zu freigebig, der gute, launige Hausherr vermöge seiner etwas lauten, mit Späßen und Histörchen sattsam gespickten Unterhaltungsweise. Es wurden Erfrischungen gereicht, die unser Reisender im mindesten nicht schonte.

Eines hatte den Flügel geöffnet, „Figaros Hochzeit" lag aufgeschlagen, und das Fräulein schickte sich an, von dem Baron akkompagniert, die Arie Susannas in jener Gartenszene zu singen, wo wir den Geist der süßen Leidenschaft stromweise, wie die gewürzte sommerliche Abendluft, einatmen. Die feine Röte auf Eugeniens Wangen wich zwei Atemzüge lang der äußersten Blässe; doch mit dem ersten Ton, der klangvoll über ihre Lippen kam, fiel ihr jede beklemmende Fessel vom Busen. Sie hielt sich lächelnd, sicher auf der hohen Woge, und das Gefühl dieses Moments, des einzigen in seiner Art vielleicht für alle Tage ihres Lebens, begeisterte sie billig.

Mozart war offenbar überrascht. Als sie geendigt hatte, trat er zu ihr und fing mit seinem ungezierten Herzensausdruck an: „Was soll man sagen, liebes Kind, hier, wo es ist wie mit der lieben Sonne, die sich am

besten selber lobt, indem es gleich jedermann wohl in ihr wird! Bei solchem Gesang ist der Seele zumut wie dem Kindchen im Bad: es lacht und wundert sich und weiß sich in der Welt nichts Besseres. Übrigens glauben Sie mir, unsereinem in Wien begegnet es nicht jeden Tag, daß er so lauter, ungeschminkt und warm, ja so komplett sich selber zu hören bekommt." — Damit erfaßte er ihre Hand und küßte sie herzlich. Des Mannes hohe Liebenswürdigkeit und Güte nicht minder als das ehrenvolle Zeugnis, wodurch er ihr Talent auszeichnete, ergriff Eugenien mit jener unwiderstehlichen Rührung, die einem leichten Schwindel gleicht, und ihre Augen wollten sich plötzlich mit Tränen anfüllen.

Hier trat Madame Mozart zur Türe herein, und gleich darauf erschienen neue Gäste, die man erwartet hatte: eine dem Haus sehr eng verwandte freiherrliche Familie aus der Nähe, mit einer Tochter, Franziska, die seit den Kinderjahren mit der Braut durch die zärtlichste Freundschaft verbunden und hier wie daheim war.

Man hatte sich allerseits begrüßt, umarmt, beglückwünscht, die beiden Wiener Gäste vorgestellt, und Mozart setzte sich an den Flügel. Er spielte einen Teil eines Konzerts von seiner Komposition, welches Eugenie soeben einstudierte.

Die Wirkung eines solchen Vortrags in einem kleinen Kreis wie der gegenwärtige unterscheidet sich natürlicherweise von jedem ähnlichen an einem öffentlichen Orte durch die unendliche Befriedigung, die in der unmittelbaren Berührung mit der Person des Künstlers und

seinem Genius innerhalb der häuslichen bekannten Wände liegt.

Es war eines jener glänzenden Stücke, worin die reine Schönheit sich einmal, wie aus Laune, freiwillig in den Dienst der Eleganz begibt, so aber, daß sie, gleichsam nur verhüllt in diese mehr willkürlich spielenden Formen und hinter eine Menge blendender Lichter versteckt, doch in jeder Bewegung ihren eigensten Adel verrät und ein herrliches Pathos verschwenderisch ausgießt.

Die Gräfin machte für sich die Bemerkung, daß die meisten Zuhörer, vielleicht Eugenie selbst nicht ausgenommen, trotz der gespanntesten Aufmerksamkeit und aller feierlichen Stille während eines bezaubernden Spiels, doch zwischen Auge und Ohr sehr geteilt waren. In unwillkürlicher Beobachtung des Komponisten, seiner schlichten, beinahe steifen Körperhaltung, seines gutmütigen Gesichts, der rundlichen Bewegung dieser kleinen Hände war es gewiß auch nicht leicht möglich, dem Zudrang tausendfacher Kreuz- und Quergedanken über den Wundermann zu widerstehen.

Zu Madame Mozart gewendet, sagte der Graf, nachdem der Meister aufgestanden war: „Einem berühmten Künstler gegenüber, wenn es ein Kennerlob zu spitzen gilt, das halt nicht eines jeden Sache ist, wie haben es die Könige und Kaiser gut! Es nimmt sich eben alles einzig und außerordentlich in einem solchen Munde aus. Was dürfen sie sich nicht erlauben, und wie bequem ist es zum Beispiel, dicht

hinterm Stuhl Ihres Herrn Gemahls, beim Schlußakkord einer brillanten Fantasie dem bescheidenen klassischen Mann auf die Schulter zu klopfen und zu sagen: ‚Sie sind ein Tausendsasa, lieber Mozart!' Kaum ist das Wort heraus, so geht's wie ein Lauffeuer durch den Saal: ‚Was hat er ihm gesagt?' — ‚Er sei ein Tausendsasa, hat er zu ihm gesagt!' Und alles, was da geigt und fistuliert und komponiert, ist außer sich von diesem einen Wort; kurzum, es ist der große Stil, der familiäre Kaiserstil, der unnachahmliche, um welchen ich die Josephs und die Friedrichs von je beneidet habe, und das nie mehr, als eben jetzt, wo ich ganz in Verzweiflung bin, von anderweitiger geistreicher Münze zufällig keinen Deut in allen meinen Taschen anzutreffen."

Die Art, wie der Schäker dergleichen vorbrachte, bestach immerhin und rief unausbleiblich ein Lachen hervor.

Nun aber, auf die Einladung der Hausfrau, verfügte die Gesellschaft sich nach dem geschmückten runden Speisesalon, aus welchem den Eintretenden ein festlicher Blumengeruch und eine kühlere, dem Appetit willkommene Luft entgegenwehte.

Man nahm die schicklich ausgeteilten Plätze ein, und zwar der distinguierte Gast den seinigen dem Brautpaar gegenüber. Von einer Seite hatte er eine kleine ältliche Dame, eine unverheiratete Tante Franziskas, von der andern die junge, reizende Nichte selbst zur Nebensitzerin, die sich durch Geist und Munterkeit ihm bald besonders zu empfehlen wußte. Frau Konstanze kam

zwischen den Hauswirt und ihren freundlichen Geleitsmann, den Leutnant; die übrigen reihten sich ein, und so saß man zu elfen nach Möglichkeit bunt an der Tafel, deren unteres Ende leer blieb. Auf ihr erhoben sich mitten zwei mächtig große Porzellanaufsätze mit gemalten Figuren, breite Schalen, gehäuft voll natürlicher Früchte und Blumen, über sich haltend. An den Wänden des Saals hingen reiche Festons. Was sonst da war oder nach und nach folgte, schien einen ausgedehnten Schmaus zu verkünden. Teils auf der Tafel, zwischen Schüsseln und Platten, teils vom Serviertisch herüber im Hintergrund blinkte verschiedenes edle Getränk vom schwärzesten Rot bis hinauf zu dem gelblichen Weiß, dessen lustiger Schaum herkömmlich erst die zweite Hälfte eines Festes krönt.

Bis gegen diesen Zeitpunkt hin bewegte sich die Unterhaltung, von mehreren Seiten gleich lebhaft genährt, in allen Richtungen. Weil aber der Graf gleich anfangs einigemal von weitem und jetzt nur immer näher und mutwilliger auf Mozarts Gartenabenteuer anspielte, so daß die einen heimlich lächelten, die andern sich umsonst den Kopf zerbrachen, was er denn meine, so ging unser Freund mit der Sprache heraus.

„Ich will in Gottes Namen beichten," fing er an, „auf was Art mir eigentlich die Ehre der Bekanntschaft mit diesem edlen Haus geworden ist. Ich spiele dabei nicht die würdigste Rolle, und um ein Haar, so säß ich jetzt, statt hier vergnügt zu tafeln, in einem abgelegenen Arrestantenwinkel des gräflichen Schlosses und könnte

mir mit leerem Magen die Spinneweben an der Wand herum betrachten."

„Nun ja," rief Madame Mozart, „da werd' ich schöne Dinge hören!"

Ausführlich nun beschrieb er erst, wie er im „Weißen Roß" seine Frau zurückgelassen, die Promenade in den Park, den Unstern in der Laube, den Handel mit der Gartenpolizei, kurz, ungefähr was wir schon wissen, gab er alles mit größter Treuherzigkeit und zum höchsten Ergötzen der Zuhörer preis. Das Lachen wollte fast kein Ende nehmen; selbst die gemäßigte Eugenie enthielt sich nicht, es schüttelte sie ordentlich.

„Nun," fuhr er fort, „das Sprichwort sagt: hat einer den Nutzen, dem Spott mag er trutzen! Ich hab' meinen kleinen Profit von der Sache, Sie werden schon sehen. Vor allem aber hören Sie, wie's eigentlich geschah, daß sich ein alter Kindskopf so vergessen konnte. Eine Jugenderinnerung war mit im Spiele.

Im Frühling 1770 reiste ich als vierzehnjähriges Bürschchen mit meinem Vater nach Italien. Ich hatte zweimal im Konservatorium und sonst zu verschiedenen Malen gespielt. Adel und Geistlichkeit erzeigten uns manches Angenehme, vornehmlich attachierte sich ein Abbate an uns, der sich als Kenner schmeichelte und übrigens am Hofe etwas galt. Den Tag vor unserer Abreise führte er uns in Begleitung einiger anderer Herren in einen königlichen Garten, die Villa reale, bei der prachtvollen Straße geradhin am Meer gelegen, wo eine Bande sizilianischer commedianti sich produ-

zierte — figlj di Nettuno, wie sie sich neben andern schönen Titeln auch nannten. Mit vielen vornehmen Zuschauern, worunter selbst die junge liebenswürdige Königin Karolina samt zwei Prinzessen, saßen wir auf einer langen Reihe von Bänken im Schatten einer zeltartig bedeckten, niedern Galerie, an deren Mauer unten die Wellen plätscherten. Das Meer mit seiner vielfarbigen Streifung strahlte den blauen Sonnenhimmel herrlich wider. Gerade vor sich hat man den Vesuv, links schimmert, sanft geschwungen, eine reizende Küste herein.

Die erste Abteilung der Spiele war vorüber; sie wurde auf dem trockenen Bretterboden einer Art von Flöße ausgeführt, die auf dem Wasser stand, und hatte nichts Besonderes; der zweite aber und der schönste Teil bestand aus lauter Schiffer-, Schwimm- und Taucherstücken und blieb mir stets mit allen Einzelheiten frisch im Gedächtnis eingeprägt.

Von entgegengesetzten Seiten her näherten sich einander zwei zierliche, sehr leicht gebaute Barken, beide, wie es schien, auf einer Lustfahrt begriffen. Die eine, etwas größere, war mit einem Halbverdeck versehen und nebst den Ruderbänken mit einem dünnen Mast und einem Segel ausgerüstet, auch prächtig bemalt, der Schnabel vergoldet. Fünf Jünglinge von idealischem Aussehen, kaum bekleidet, Arme, Brust und Beine dem Anschein nach nackt, waren teils an dem Ruder beschäftigt, teils ergötzten sie sich mit einer gleichen Anzahl artiger Mädchen, ihren Geliebten. Eine darunter, welche mitten auf dem Verdecke saß und Blumenkränze wand,

zeichnete sich durch Wuchs und Schönheit, sowie durch ihren Putz vor allen übrigen aus. Diese dienten ihr willig, spannten gegen die Sonne ein Tuch über sie und reichten ihr die Blumen aus dem Korb. Eine Flötenspielerin saß zu ihren Füßen, die den Gesang der andern mit ihren hellen Tönen unterstützte. Auch jener vorzüglichen Schönen fehlte es nicht an einem eigenen Beschützer; doch verhielten sich beide ziemlich gleichgültig gegeneinander, und der Liebhaber deuchte mir fast etwas roh.

Inzwischen war das andere, einfachere Fahrzeug näher gekommen. Hier sah man bloß männliche Jugend. Wie jene Jünglinge Hochrot trugen, so war die Farbe der letztern Seegrün. Sie stutzten beim Anblick der lieblichen Kinder, winkten Grüße herüber und gaben ihr Verlangen nach näherer Bekanntschaft zu erkennen. Die munterste hierauf nahm eine Rose vom Busen und hielt sie schelmisch in die Höhe, gleichsam fragend, ob solche Gaben bei ihnen wohl angebracht wären, worauf von drüben allerseits mit unzweideutigen Gebärden geantwortet wurde. Die Roten sahen verächtlich und finster darein, konnten aber nichts machen, als mehrere der Mädchen einig wurden, den armen Teufeln wenigstens doch etwas für den Hunger und Durst zuzuwerfen. Es stand ein Korb voll Orangen am Boden; wahrscheinlich waren es nur gelbe Bälle, den Früchten ähnlich nachgemacht. Und jetzt begann ein entzückendes Schauspiel, unter Mitwirkung der Musik, die auf dem Uferdamm aufgestellt war.

Eine der Jungfrauen machte den Anfang und schickte fürs erste ein paar Pomeranzen aus leichter Hand hinüber, die, dort mit gleicher Leichtigkeit aufgefangen, alsbald zurückkehrten; so ging es hin und her, und weil nach und nach immer mehr Mädchen zuhalfen, so flog's mit Pomeranzen bald dem Dutzend nach in immer schnellerem Tempo hin und wider. Die Schöne in der Mitte nahm an dem Kampfe keinen Anteil, als daß sie höchst begierig von ihrem Schemel aus zusah. Wir konnten die Geschicklichkeit auf beiden Seiten nicht genug bewundern. Die Schiffe drehten sich auf etwa dreißig Schritte in langsamer Bewegung umeinander, kehrten sich bald die ganze Flanke zu, bald schief das halbe Vorderteil; es waren gegen vierundzwanzig Bälle unaufhörlich in der Luft, doch glaubte man in der Verwirrung ihrer viel mehr zu sehen. Manchmal entstand ein förmliches Kreuzfeuer, oft stiegen sie und fielen in einem hohen Bogen; kaum ging einmal einer und der andere fehl, es war, als stürzten sie von selbst durch eine Kraft der Anziehung in die geöffneten Finger.

So angenehm jedoch das Auge beschäftigt wurde, so lieblich gingen fürs Gehör die Melodien nebenher: sizilianische Weisen, Tänze, Saltarelli, Canzoni a ballo, ein ganzes Quodlibet, auf Girlandenart leicht aneinandergehängt. Die jüngere Prinzeß, ein holdes, unbefangenes Geschöpf, etwa von meinem Alter, begleitete den Takt gar artig mit Kopfnicken; ihr Lächeln und die langen Wimpern ihrer Augen kann ich noch heute vor mir sehen.

Nun lassen Sie mich kürzlich den Verlauf der Posse noch erzählen, obschon er weiter nichts zu meiner Sache tut! Man kann sich nicht leicht etwas Hübscheres denken. Währenddem das Scharmützel allmählich ausging und nur noch einzelne Würfe gewechselt wurden, die Mädchen ihre goldenen Äpfel sammelten und in den Korb zurückbrachten, hatte drüben ein Knabe, wie spielenderweis, ein breites, grüngestricktes Netz ergriffen und kurze Zeit unter dem Wasser gehalten; er hob es auf, und zum Erstaunen aller fand sich ein großer, blau, grün und gold schimmernder Fisch in demselben. Die Nächsten sprangen eifrig zu, um ihn herauszuholen, da glitt er ihnen aus den Händen, als wär' es wirklich ein lebendiger, und fiel in die See. Das war nun eine abgeredte Kriegslist, die Roten zu betören und aus dem Schiff zu locken. Diese, gleichsam bezaubert von dem Wunder, sobald sie merkten, daß das Tier nicht untertauchen wollte, nur immer auf der Oberfläche spielte, besannen sich nicht einen Augenblick, stürzten sich alle ins Meer, die Grünen ebenfalls, und also sah man zwölf gewandte, wohlgestaltete Schwimmer den fliehenden Fisch zu erhaschen bemüht, indem er auf den Wellen gaukelte, minutenlang unter denselben verschwand, bald da, bald dort, dem einen zwischen den Beinen, dem andern zwischen Brust und Kinn herauf wieder zum Vorschein kam. Auf einmal, wie die Roten eben am hitzigsten auf ihren Fang aus waren, ersah die andere Partei ihren Vorteil und erstieg schnell wie der Blitz das fremde, ganz den Mädchen überlassene Schiff unter großem Gekreisch der

letztern. Der nobelste der Burschen, wie ein Merkur gewachsen, flog mit freudestrahlendem Gesicht auf die schönste zu, umfaßte, küßte sie, die, weit entfernt, in das Geschrei der andern einzustimmen, ihre Arme gleichfalls feurig um den ihr wohlbekannten Jüngling schlang. Die betrogene Schar schwamm zwar eilends herbei, wurde aber mit Rudern und Waffen vom Bord abgetrieben. Ihre unnütze Wut, das Angstgeschrei der Mädchen, der gewaltsame Widerstand einiger von ihnen, ihr Bitten und Flehen, fast erstickt vom übrigen Allarm, des Wassers, der Musik, die plötzlich einen andern Charakter angenommen hatte — es war schön über alle Beschreibung, und die Zuschauer brachen darüber in einen Sturm von Begeisterung aus.

In diesem Moment nun entwickelte sich das bisher locker eingebundene Segel: daraus ging ein rosiger Knabe hervor mit silbernen Schwingen, mit Bogen, Pfeil und Köcher, und in anmutvoller Stellung schwebte er frei auf der Stange. Schon sind die Ruder alle in voller Tätigkeit, das Segel blähte sich auf: allein gewaltiger als beides schien die Gegenwart des Gottes und seine heftig vorwärtseilende Gebärde das Fahrzeug fortzutreiben, dergestalt, daß die fast atemlos nachsetzenden Schwimmer, deren einer den goldenen Fisch hoch mit der Linken über seinem Haupte hielt, die Hoffnung bald aufgaben und bei erschöpften Kräften notgedrungen ihre Zuflucht zu dem verlassenen Schiffe nahmen. Derweil haben die Grünen eine kleine bebuschte Halbinsel erreicht, wo sich unerwartet ein statt-

liches Boot mit bewaffneten Kameraden im Hinterhalt zeigte. Im Angesicht so drohender Umstände pflanzte das Häufchen eine weiße Flagge auf, zum Zeichen, daß man gütlich unterhandeln wolle. Durch ein gleiches Signal von jenseits ermuntert, fuhren sie auf jenen Haltort zu, und bald sah man daselbst die guten Mädchen alle bis auf die eine, die mit Willen blieb, vergnügt mit ihren Liebhabern das eigene Schiff besteigen. — Hiemit war die Komödie beendigt."

„Mir deucht," so flüsterte Eugenie mit leuchtenden Augen dem Baron in einer Pause zu, worin sich jedermann beifällig über das eben Gehörte aussprach, „wir haben hier eine gemalte Symphonie von Anfang bis zu Ende gehabt und ein vollkommenes Gleichnis überdies des Mozartischen Geistes selbst in seiner ganzen Heiterkeit! Hab' ich nicht recht? ist nicht die ganze Anmut „Figaros" darin?"

Der Bräutigam war im Begriff, ihre Bemerkung dem Komponisten mitzuteilen, als dieser zu reden fortfuhr.

„Es sind nun siebzehn Jahre her, daß ich Italien sah. Wer, der es einmal sah, insonderheit Neapel, denkt nicht sein Leben lang daran? und wär' er auch, wie ich, noch halb in Kinderschuhen gesteckt! So lebhaft aber wie heut' in Ihrem Garten war mir der letzte schöne Abend am Golf kaum jemals wieder aufgegangen. Wenn ich die Augen schloß — ganz deutlich, klar und hell, den letzten Schleier von sich hauchend, lag die himmlische Gegend vor mir verbreitet! Meer und Gestade, Berg und Stadt, die bunte Menschenmenge an

dem Ufer hin und dann das wundersame Spiel der Bälle durcheinander! Ich glaubte wieder dieselbe Musik in den Ohren zu haben, ein ganzer Rosenkranz von fröhlichen Melodien zog innerlich an mir vorbei, fremdes und eigenes, Krethi und Plethi, eines immer das andre ablösend. Von ungefähr springt ein Tanzliedchen hervor, Sechsachtelstakt, mir völlig neu. — Halt, dacht' ich, was gibt's hier? Das scheint ein ganz verteufelt niedliches Ding! Ich sehe näher zu — alle Wetter! das ist ja Masetto, das ist ja Zerlina!" — Er lachte gegen Madame Mozart hin, die ihn sogleich erriet.

„Die Sache", fuhr er fort, „ist einfach diese. In meinem ersten Akt blieb eine kleine leichte Nummer unerledigt, Duett und Chor einer ländlichen Hochzeit. Vor zwei Monaten nämlich, als ich dieses Stück der Ordnung nach vornehmen wollte, da fand sich auf den ersten Wurf das Rechte nicht alsbald. Eine Weise, einfältig und kindlich und sprühend von Fröhlichkeit über und über, ein frischer Busenstrauß mit Flatterband dem Mädel angesteckt, so mußte es sein. Weil man nun im geringsten nichts erzwingen soll, und weil dergleichen Kleinigkeiten sich oft gelegentlich von selber machen, ging ich darüber weg und sah mich im Verfolg der größeren Arbeit kaum wieder danach um. Ganz flüchtig kam mir heut' im Wagen, kurz eh' wir ins Dorf hineinfuhren, der Text in den Sinn; da spann sich denn weiter nichts an, zum wenigsten nicht, daß ich's wüßte. Genug, ein Stündchen später, in der Laube beim Brunnen, erwisch ich ein Motiv, wie ich es glück-

licher und beſſer zu keiner andern Zeit, auf keinem andern Weg erfunden haben würde. Man macht bisweilen in der Kunſt beſondere Erfahrungen, ein ähnlicher Streich iſt mir nie vorgekommen. Denn eine Melodie, dem Vers wie auf den Leib gegoſſen — doch, um nicht vorzugreifen, ſo weit ſind wir noch nicht, der Vogel hatte nur den Kopf erſt aus dem Ei, und auf der Stelle fing ich an, ihn vollends rein herauszuſchälen. Dabei ſchwebte mir lebhaft der Tanz der Zerline vor Augen, und wunderlich ſpielte zugleich die lachende Landſchaft am Golf von Neapel herein. Ich hörte die wechſelnden Stimmen des Brautpaars, die Dirnen und Burſche im Chor."

Hier trällerte Mozart ganz luſtig den Anfang des Liedchens:

Giovinette, che fatte all' amore, che fatte all' amore,
Non lasciate, che passi l'età, che passi l'età, che
passi l'età!
Se nel seno vi bulica il core, vi bulica il core,
Il remedio vedete lo quà! La la la! La la la!
Che piacer, che piacer che sarà!
Ah la la! Ah la la! uſf.

Liebe Schweſtern, zur Liebe geboren,
Nützt der Jugend ſchön blühende Zeit!
Hängt ihr 's Köpfchen in Sehnſucht verloren,
Amor iſt euch zu helfen bereit.
Tra la la!
Welch Vergnügen erwartet euch da! uſw.

„Mittlerweile hatten meine Hände das große Unheil angerichtet. Die Nemesis lauerte schon an der Hecke und trat jetzt hervor in Gestalt des entsetzlichen Mannes im galonierten blauen Rock. Ein Ausbruch des Vesuvio, wenn er in Wirklichkeit damals an dem göttlichen Abend am Meer Zuschauer und Akteurs, die ganze Herrlichkeit Parthenopes mit einem schwarzen Aschenregen urplötzlich verschüttet und zugedeckt hätte, bei Gott, die Katastrophe wäre mir nicht unerwarteter und schrecklicher gewesen. Der Satan der! so heiß hat mir nicht leicht jemand gemacht. Ein Gesicht wie aus Erz — einigermaßen dem grausamen römischen Kaiser Tiberius ähnlich! Sieht so der Diener aus, dacht' ich, nachdem er weggegangen, wie mag erst Seine Gnaden selbst dreinsehen! Jedoch, die Wahrheit zu gestehn, ich rechnete schon ziemlich auf den Schutz der Damen, und das nicht ohne Grund. Denn diese Stanzel da, mein Weibchen, etwas neugierig von Natur, ließ sich im Wirtshaus von der dicken Frau das Wissenswürdigste von den sämtlichen Persönlichkeiten der gnädigen Herrschaft in meinem Beisein erzählen, ich stand dabei und hörte so —"

Hier konnte Madame Mozart nicht umhin, ihm in das Wort zu fallen und auf das angelegentlichste zu versichern, daß im Gegenteil er der Ausfrager gewesen; es kam zu heitern Kontestationen zwischen Mann und Frau, die viel zu lachen gaben. — „Dem sei nun, wie ihm wolle," sagte er, „kurzum, ich hörte so entfernt etwas von einer lieben Pflegetochter, welche Braut, sehr schön, dazu die Güte selber sei und singe wie ein

Engel. Per Dio! fiel mir jetzt ein, das hilft dir aus der Lauge! Du setz'st dich auf der Stelle hin, schreibst 's Liedchen auf, soweit es geht, erklärst die Sottise der Wahrheit gemäß, und es gibt einen trefflichen Spaß. Gedacht, getan. Ich hatte Zeit genug, auch fand sich noch ein sauberes Bögchen grün liniert Papier. — Und hier ist das Produkt! Ich lege es in diese schönen Hände, ein Brautlied aus dem Stegreif, wenn Sie es dafür gelten lassen."

So reichte er sein reinlichst geschriebenes Notenblatt Eugenien über den Tisch, des Onkels Hand kam aber der ihrigen zuvor, er haschte es hinweg und rief: „Geduld noch einen Augenblick, mein Kind!"

Auf seinen Wink tat sich die Flügeltüre des Salons weit auf, und es erschienen einige Diener, die den verhängnisvollen Pomeranzenbaum anständig, ohne Geräusch in den Saal hereintrugen und an der Tafel unten auf eine Bank niedersetzten; gleichzeitig wurden rechts und links zwei schlanke Myrthenbäumchen aufgestellt. Eine am Stamm des Orangenbaums befestigte Inschrift bezeichnete ihn als Eigentum der Braut; vorn aber, auf dem Moosgrund, stand, mit einer Serviette bedeckt, ein Porzellanteller, der, als man das Tuch hinwegnahm, eine zerschnittene Orange zeigte, neben welche der Oheim mit listigem Blick des Meisters Autographon steckte. Allgemeiner unendlicher Jubel erhob sich darüber.

„Ich glaube gar," sagte die Gräfin, „Eugenie weiß noch nicht einmal, was eigentlich vor ihr steht? Sie kennt wahrhaftig ihren alten Liebling in seinem neuen Flor und Früchteschmuck nicht mehr!"

Bestürzt, ungläubig sah das Fräulein bald den Baum, bald ihren Oheim an. „Es ist nicht möglich“, sagte sie. „Ich weiß ja wohl, er war nicht mehr zu retten.“

„Du meinst also,“ versetzte jener, „man habe dir nur irgend ungefähr so ein Ersatzstück ausgesucht? Das wär' was Recht's! Nein, sieh nur her — ich muß es machen, wie's in der Komödie der Brauch ist, wo sich die totgeglaubten Söhne oder Brüder durch ihre Muttermäler und Narben legitimieren. Schau diesen Auswuchs da! und hier die Schrunde übers Kreuz, du mußt sie hundertmal bemerkt haben. Wie, ist er's, oder ist er's nicht?“ — Sie konnte nicht mehr zweifeln; ihr Staunen, ihre Rührung und Freude war unbeschreiblich.

Es knüpfte sich an diesen Baum für die Familie das mehr als hundertjährige Gedächtnis einer ausgezeichneten Frau, welche wohl verdient, daß wir ihrer mit wenigem hier gedenken.

Des Oheims Großvater, durch seine diplomatischen Verdienste im Wiener Kabinett rühmlich bekannt, von zwei Regenten nacheinander mit gleichem Vertrauen beehrt, war innerhalb seines eigenen Hauses nicht minder glücklich im Besitz einer vortrefflichen Gemahlin, Renate Leonore. Ihr wiederholter Aufenthalt in Frankreich brachte sie vielfach mit dem glänzenden Hofe Ludwig XIV. und mit den bedeutendsten Männern und Frauen dieser merkwürdigen Epoche in Berührung. Bei ihrer unbefangenen Teilnahme an jenem steten Wechsel des

geistreichsten Lebensgenusses verleugnete sie auf keinerlei Art in Worten und Werken die angestammte deutsche Ehrenfestigkeit und sittliche Strenge, die sich in den kräftigen Zügen des noch vorhandenen Bildnisses der Gräfin unverkennbar ausprägt. Vermöge eben dieser Denkungsweise übte sie in der gedachten Sozietät eine eigentümliche naive Opposition, und ihre hinterlassene Korrespondenz weist eine Menge Spuren davon auf, mit wieviel Freimut und herzhafter Schlagfertigkeit, es mochte nun von Glaubenssachen, von Literatur und Politik oder von was immer die Rede sein, die originelle Frau ihre gesunden Grundsätze und Ansichten zu verteidigen, die Blößen der Gesellschaft anzugreifen wußte, ohne doch dieser im mindesten sich lästig zu machen. Ihr reges Interesse für sämtliche Personen, die man im Hause einer Ninon, dem eigentlichen Herd der feinsten Geistesbildung, treffen konnte, war demnach so beschaffen und geregelt, daß es sich mit dem höheren Freundschaftsverhältnis zu einer der edelsten Damen jener Zeit, der Frau von Sévigné, vollkommen wohl vertrug. Neben manchen mutwilligen Scherzen Chapelles an sie, vom Dichter eigenhändig auf Blätter mit silberblumigem Rande gekritzelt, fanden sich die liebevollsten Briefe der Marquisin und ihrer Tochter an die ehrliche Freundin aus Österreich nach ihrem Tod in einem Ebenholzschränkchen der Großmutter vor.

Frau von Sévigné war es denn auch, aus deren Hand sie eines Tages, bei einem Feste zu Trianon, auf der Terrasse des Gartens den blühenden Orangenzweig

empfing, den sie sofort auf das Geratewohl in einen Topf setzte und glücklich angewurzelt mit nach Deutschland nahm.

Wohl fünfundzwanzig Jahre wuchs das Bäumchen unter ihren Augen allgemach heran und wurde später von Kindern und Enkeln mit äußerster Sorgfalt gepflegt. Es konnte nächst seinem persönlichen Werte zugleich als lebendes Symbol der feingeistigen Reize eines beinahe vergötterten Zeitalters gelten, worin wir heutzutage freilich des wahrhaft Preisenswerten wenig finden können, und das schon eine unheilvolle Zukunft in sich trug, deren welterschütternder Eintritt dem Zeitpunkt unserer harmlosen Erzählung bereits nicht ferne mehr lag.

Die meiste Liebe widmete Eugenie dem Vermächtnis der würdigen Ahnfrau, weshalb der Oheim öfters merken ließ, es dürfte wohl einst eigens in ihre Hände übergehen. Desto schmerzlicher war es dem Fräulein denn auch, als der Baum im Frühling des vorigen Jahres, den sie nicht hier zubrachte, zu trauern begann, die Blätter gelb wurden und viele Zweige abstarben. In Betracht, daß irgendeine besondere Ursache seines Verkommens durchaus nicht zu entdecken war und keinerlei Mittel anschlug, gab ihn der Gärtner bald verloren, obwohl er seiner natürlichen Ordnung nach leicht zwei- und dreimal älter werden konnte. Der Graf hingegen, von einem benachbarten Kenner beraten, ließ ihn nach einer sonderbaren, selbst rätselhaften Vorschrift, wie sie das Landvolk häufig hat, in einem abgesonderten Raume ganz insgeheim behandeln, und seine Hoffnung, die

geliebte Nichte eines Tags mit dem zu neuer Kraft und voller Fruchtbarkeit gelangten alten Freund zu überraschen, ward über alles Erwarten erfüllt. Mit Überwindung seiner Ungeduld und nicht ohne Sorge, ob denn wohl auch die Früchte, von denen etliche zuletzt den höchsten Grad der Reife hatten, so lang' am Zweige halten würden, verschob er die Freude um mehrere Wochen auf das heutige Fest, und es bedarf nun weiter keines Worts darüber, mit welcher Empfindung der gute Herr ein solches Glück noch im letzten Moment durch einen Unbekannten sich verkümmert sehen mußte.

Der Leutnant hatte schon vor Tische Gelegenheit und Zeit gefunden, seinen dichterischen Beitrag zu der feierlichen Übergabe ins reine zu bringen und seine vielleicht ohnehin etwas zu ernst gehaltenen Verse durch einen veränderten Schluß den Umständen möglichst anzupassen. Er zog nunmehr sein Blatt hervor, das er, vom Stuhle sich erhebend und an die Cousine gewendet, vorlas. Der Inhalt der Strophen war kurz gefaßt dieser:

Ein Nachkömmling des vielgepries'nen Baums der Hesperiden, der vor alters, auf einer westlichen Insel im Garten der Juno, als eine Hochzeitsgabe für sie von Mutter Erde, hervorgesproßt war, und welchen die drei melodischen Nymphen bewachten, hat eine ähnliche Bestimmung von jeher gewünscht und gehofft, da der Gebrauch, eine herrliche Braut mit seinesgleichen zu beschenken, von den Göttern vorlängst auch unter die Sterblichen kam.

Nach langem vergeblichen Warten scheint endlich die Jungfrau gefunden, auf die er seine Blicke richten darf. Sie erzeigt sich ihm günstig und verweilt oft bei ihm. Doch der musische Lorbeer, sein stolzer Nachbar am Bord der Quelle, hat seine Eifersucht erregt, indem er droht, der kunstbegabten Schönen Herz und Sinn für die Liebe der Männer zu rauben. Die Myrte tröstet ihn umsonst und lehrt ihn Geduld durch ihr eigenes Beispiel; zuletzt jedoch ist es die andauernde Abwesenheit der Liebsten, was seinen Gram vermehrt und ihm nach kurzem Siechtum tödlich wird.

Der Sommer bringt die Entfernte und bringt sie mit glücklich umgewandtem Herzen zurück. Das Dorf, das Schloß, der Garten, alles empfängt sie mit tausend Freuden. Rosen und Lilien in erhöhtem Schimmer sehen entzückt und beschämt zu ihr auf, Glück winken ihr Sträucher und Bäume: für einen, ach, den edelsten, kommt sie zu spät. Sie findet seine Krone verdorrt, ihre Finger betasten den leblosen Stamm und die klirrenden Spitzen seines Gezweigs. Er kennt und sieht seine Pflegerin nimmer. Wie weint sie, wie strömt ihre zärtliche Klage!

Apollo von weitem vernimmt die Stimme der Tochter. Er kommt, er tritt hinzu und schaut mitfühlend ihren Jammer. Alsbald mit seinen allheilenden Händen berührt er den Baum, daß er in sich erbebt, der vertrocknete Saft in der Rinde gewaltsam anschwillt, schon junges Laub ausbricht, schon weiße Blumen da und dort in ambrosischer Fülle aufgehen. Ja — denn was ver-

möchten die Himmlischen nicht? — schön runde Früchte setzen an, dreimal drei, nach der Zahl der neun Schwestern; sie wachsen und wachsen, ihr kindliches Grün zusehends mit der Farbe des Goldes vertauschend. Phöbus — so schloß sich das Gedicht —

Phöbus überzählt die Stücke,
Weidet selbsten sich daran,
Ja, es fängt im Augenblicke
Ihm der Mund zu wässern an.

Lächelnd nimmt der Gott der Töne
Von der saftigsten Besitz:
„Laß uns teilen, holde Schöne,
Und für Amorn — diesen Schnitz!"

Der Dichter erntete rauschenden Beifall, und gern verzieh man die barocke Wendung, durch welche der Eindruck des wirklich gefühlvollen Ganzen so völlig aufgehoben wurde.

Franziska, deren froher Mutterwitz schon zu verschiedenen Malen bald durch den Hauswirt, bald durch Mozart in Bewegung gesetzt worden war, lief jetzt geschwinde, wie von ungefähr an etwas erinnert, hinweg und kam zurück mit einem braunen englischen Kupferstich größten Formats, welcher, wenig beachtet, in einem ganz entfernten Kabinett unter Glas und Rahmen hing.

„Es muß doch wahr sein, was ich immer hörte," rief sie aus, indem sie das Bild am Ende der Tafel

aufstellte, „daß sich unter der Sonne nichts Neues begibt! Hier eine Szene aus dem goldenen Weltalter — und haben wir sie nicht erst heute erlebt? Ich hoffe doch, Apollo werde sich in dieser Situation erkennen."

„Vortrefflich!" triumphierte Max, „da hätten wir ihn ja, den schönen Gott, wie er sich just gedankenvoll über den heiligen Quell hinbeugt. Und damit nicht genug — dort, seht nur, einen alten Satyr hinten im Gebüsch, der ihn belauscht! Man möchte darauf schwören, Apoll besinnt sich eben auf ein lange vergessenes arkadisches Tänzchen, das ihn in seiner Kindheit der alte Chiron zu der Zither lehrte."

„So ist's! nicht anders!" applaudierte Franziska, die hinter Mozart stand. „Und", fuhr sie gegen diesen fort, „bemerken Sie auch wohl den fruchtbeschwerten Ast, der sich zum Gott herunterſenkt?"

„Ganz recht; es ist der ihm geweihte Ölbaum."

„Keineswegs! die schönsten Apfelsinen sind's! Gleich wird er sich in der Zerstreuung eine herunterholen."

„Vielmehr," rief Mozart, „er wird gleich diesen Schelmenmund mit tausend Küssen schließen." Damit erwischte er sie am Arm und schwur, sie nicht mehr loszulassen, bis sie ihm ihre Lippen reiche, was sie denn auch ohne vieles Sträuben tat.

„Erkläre uns doch, Max," sagte die Gräfin, „was unter dem Bilde hier steht!"

„Es sind Verse aus einer berühmten Horazischen Ode. Der Dichter Ramler in Berlin hat uns das

Stück vor kurzem unübertrefflich deutsch gegeben. Es ist vom höchsten Schwung. Wie prächtig eben diese eine Stelle:

— — — „hier, der auf der Schulter
Keinen untätigen Bogen führet!

Der seines Delos grünenden Mutterhain
Und Pataras beschatteten Strand bewohnt,
Der seines Hauptes goldne Locken
In die kastilischen Fluten tauchet."

„Schön! wirklich schön!" sagte der Graf. „Nur hie und da bedarf es der Erläuterung. So z. B. ‚der keinen untätigen Bogen führet' hieße natürlich schlechtweg: der allezeit einer der fleißigsten Geiger gewesen. Doch was ich sagen wollte: Bester Mozart, Sie säen Unkraut zwischen zwei zärtliche Herzen."

„Ich will nicht hoffen — wieso?"

„Eugenie beneidet ihre Freundin und hat auch allen Grund."

„Ahn! Sie haben mir schon meine schwache Seite abgemerkt. Aber was sagt der Bräutigam dazu?"

„Ein- oder zweimal will ich durch die Finger sehen."

„Sehr gut; wir werden der Gelegenheit wahrnehmen. Indes fürchten Sie nichts, Herr Baron; es hat keine Gefahr, solang mir nicht der Gott hier sein Gesicht und seine langen gelben Haare borgt. Ich wünsche wohl, er tät's! Er sollte auf der Stelle Mozarts Zopf mitsamt seinem schönsten Bandl dafür haben."

„Apollo möge aber dann zusehen," lachte Franziska,

„wie er es anfängt künftig, seinen neuen französischen Haarschmuck mit Anstand in die kastalische Flut zu tauchen!"

Unter diesen und ähnlichen Scherzen stieg Lustigkeit und Mutwillen immer mehr. Die Männer spürten nach und nach den Wein, es wurden eine Menge Gesundheiten getrunken, und Mozart kam in den Zug, nach seiner Gewohnheit in Versen zu sprechen, wobei ihm der Leutnant das Gleichgewicht hielt und auch der Papa nicht zurückbleiben wollte; es glückte ihm ein paarmal zum Verwundern. Doch solche Dinge lassen sich für die Erzählung kaum festhalten: sie wollen eigentlich nicht wiederholt sein, weil eben das, was sie an ihrem Ort unwiderstehlich macht, die allgemein erhöhte Stimmung, der Glanz, die Jovialität des persönlichen Ausdrucks, in Wort und Blick fehlt.

Unter andern wurde von dem alten Fräulein zu Ehren des Meisters ein Toast ausgebracht, der ihm noch eine ganze lange Reihe unsterblicher Werke verhieß. — „A la bonne heure! ich bin dabei", rief Mozart und stieß sein Kelchglas kräftig an. Der Graf begann hierauf mit großer Macht und Sicherheit der Intonation kraft eigener Eingebung zu singen:

Mögen ihn die Götter stärken
Zu den angenehmen Werken —

Max (fortfahrend). Wovon der da Ponte weder
Noch der große Schikaneder —

Mozart. Noch bi Gott der Komponist
's mindest weiß zu dieser Frist!

Graf. Alle, alle soll sie jener
Hauptspitzbub von Italiener
Noch erleben, wünsch' ich sehr,
Unser Signor Bonbonniere!

Max. Gut, ich geb' ihm hundert Jahre —

Mozart. Wenn ihn nicht samt seiner Ware —

Alle drei con forza. Noch der Teufel holt vorher.
Unsern Monsieur Bonbonniere.

Durch des Grafen ausnehmende Singlust schweifte das zufällig entstandene Terzett mit Wiederaufnahme der letzten vier Zeilen in einen sogenannten endlichen Kanon aus, und die Fräulein Tante besaß Humor oder Selbstvertrauen genug, ihren verfallenen Soprano mit allerhand Verzierungen zweckdienlich einzumischen. Mozart gab nachher das Versprechen, bei guter Muße diesen Spaß nach den Regeln der Kunst expreß für die Gesellschaft auszuführen, das er auch später von Wien aus erfüllte.

Eugenie hatte sich im stillen längst mit ihrem Kleinod aus der Laube des Liberius vertraut gemacht; allgemein verlangte man jetzt, das Duett vom Komponisten und ihr gesungen zu hören, und der Oheim war glücklich, im Chor seine Stimme abermals geltend zu machen. Also erhob man sich und eilte zum Klavier ins große Zimmer nebenan.

Ein so reines Entzücken nun auch das köstliche Stück bei allen erregte, so führte doch sein Inhalt selbst, mit einem raschen Übergang auf den Gipfel geselliger Lust, wo die Musik an und für sich nicht weiter in Betracht

mehr kommt, und zwar gab zuerst unser Freund das Signal, indem er vom Klavier aufsprang, auf Franziska zuging und sie, während Max bereitwilligst die Violine ergriff, zu einem Schleifer persuadierte. Der Hauswirt säumte nicht, Madame Mozart aufzufordern. Im Nu waren alle beweglichen Möbel, den Raum zu erweitern, durch geschäftige Diener entfernt. Es mußte nach und nach ein jedes an die Tour, und Fräulein Tante nahm es keineswegs übel, daß der galante Leutnant sie zu einer Menuett abholte, worin sie sich völlig verjüngte. Schließlich, als Mozart mit der Braut den Kehraus tanzte, nahm er sein versichertes Recht auf ihren schönen Mund in bester Form dahin.

Der Abend war herbeigekommen, die Sonne nah am Untergehen: es wurde nun erst angenehm im Freien, daher die Gräfin den Damen vorschlug, sich im Garten noch ein wenig zu erholen. Der Graf dagegen lud die Herren auf das Billardzimmer, da Mozart bekanntlich dies Spiel sehr liebte. So teilte man sich denn in zwei Partien, und wir unsererseits folgen den Frauen.

Nachdem sie den Hauptweg einigemal gemächlich auf und ab gegangen, erstiegen sie einen runden, von einem hohen Rebengeländer zur Hälfte umgebenen Hügel, von wo man in das offene Feld, auf das Dorf und die Landstraße sah. Die letzten Strahlen der herbstlichen Sonne funkelten rötlich durch das Weinlaub herein.

„Wäre hier nicht vertraulich zu sitzen," sagte die Gräfin, „wenn Madame Mozart uns etwas von sich und dem Gemahl erzählen wollte?"

Sie war ganz gerne bereit, und alle nahmen höchst behaglich auf den im Kreis herbeigerückten Stühlen Platz.

„Ich will etwas zum besten geben, das Sie auf alle Fälle hätten hören müssen, da sich ein kleiner Scherz darauf bezieht, den ich im Schilde führe. Ich habe mir in den Kopf gesetzt, der Gräfin Braut zur fröhlichen Erinnerung an diesen Tag ein Angebind von sonderlicher Qualität zu verehren. Dasselbe ist so wenig Gegenstand des Luxus und der Mode, daß es lediglich nur durch seine Geschichte einigermaßen interessieren kann."

„Was mag das sein, Eugenie?" sagte Franziska. „Zum wenigsten das Tintenfaß eines berühmten Mannes."

„Nicht allzuweit gefehlt! Sie sollen es noch diese Stunde sehen; im Reisekoffer liegt der Schatz. Ich fange an und werde mit Ihrer Erlaubnis ein wenig weiter ausholen.

Vorletzten Winter wollte mir Mozarts Gesundheitszustand durch vermehrte Reizbarkeit und häufige Verstimmung, ein fieberhaftes Wesen, nachgerade bange machen. In Gesellschaft noch zuweilen lustig, oft mehr als recht natürlich, war er zu Haus meist trüb in sich hinein, seufzte und klagte. Der Arzt empfahl ihm Diät, Pyrmonter und Bewegung außerhalb der Stadt. Der Patient gab nicht viel auf den guten Rat; die Kur war unbequem, zeitraubend, seinem Taglauf schnurstracks entgegen. Nun machte ihm der Doktor die Hölle etwas heiß, er mußte eine lange Vorlesung anhören von der Beschaffenheit des menschlichen Geblüts, von denen Kügelgens darin, vom Atemholen und vom Phlogiston —

halt unerhörte Dinge; auch wie es eigentlich gemeint sei von der Natur mit Essen, Trinken und Verdauen, das eine Sache ist, worüber Mozart bis dahin ganz ebenso unschuldig dachte wie sein Junge von fünf Jahren. Die Lektion, in der Tat, machte merklichen Eindruck. Der Doktor war noch keine halbe Stunde weg, so find' ich meinen Mann nachdenklich, aber mit aufgeheitertem Gesicht auf seinem Zimmer über der Betrachtung eines Stocks, den er in einem Schrank mit alten Sachen suchte und auch glücklich fand; ich hätte nicht gemeint, daß er sich dessen nur erinnerte. Er stammte noch von meinem Vater, ein schönes Rohr mit hohem Knopf von Lapislazuli. Nie sah man einen Stock in Mozarts Hand; ich mußte lachen.

‚Du siehst,' rief er, ‚ich bin daran, mit meiner Kur mich völlig ins Geschirr zu werfen. Ich will das Wasser trinken, mir alle Tage Motion im Freien machen und mich dabei dieses Stabes bedienen. Da sind mir nun verschiedene Gedanken beigegangen. Es ist doch nicht umsonst, dacht' ich, daß andere Leute, was da gesetzte Männer sind, den Stock nicht missen können. Der Kommerzienrat, unser Nachbar, geht niemals über die Straße, seinen Gevatter zu besuchen, der Stock muß mit. Professionisten und Beamte, Kanzleiherrn, Krämer und Chalanten, wenn sie am Sonntag mit Familie vor die Stadt spazieren, ein jeder führt sein wohlgedientes, rechtschaffenes Rohr mit sich. Vornehmlich hab' ich oft bemerkt, wie auf dem Stephansplatz ein Viertelstündchen vor der Predigt und dem Amt ehrsame Bürger da und

dort truppweis beisammen stehen im Gespräch: hier kann man so recht sehen, wie eine jede ihrer stillen Tugenden, ihr Fleiß und Ordnungsgeist, gelaßner Mut, Zufriedenheit, sich auf die wackern Stöcke gleichsam als eine gute Stütze lehnt und stemmt. Mit einem Wort, es muß ein Segen und besonderer Trost in der altväterischen und immerhin etwas geschmacklosen Gewohnheit liegen. Du magst es glauben oder nicht, ich kann es kaum erwarten, bis ich mit diesem guten Freund das erstemal im Gesundheitspaß über die Brücke nach dem Rennweg promeniere! Wir kennen uns bereits ein wenig, und ich hoffe, daß unsere Verbindung für alle Zeit geschlossen ist.'

Die Verbindung war von kurzer Dauer: das drittemal, daß beide miteinander aus waren, kam der Begleiter nicht mehr mit zurück. Ein anderer wurde angeschafft, der etwas länger Treue hielt, und jedenfalls schrieb ich der Stockliebhaberei ein gut Teil von der Ausdauer zu, womit Mozart drei Wochen lang der Vorschrift seines Arztes ganz erträglich nachkam. Auch blieben die guten Folgen nicht aus; wir sahen ihn fast nie so frisch, so hell und von so gleichmäßiger Laune. Doch machte er sich leider in kurzem wieder allzu grün, und täglich hatt' ich deshalb meine Not mit ihm. Damals geschah es nun, daß er, ermüdet von der Arbeit eines anstrengenden Tages, noch spät ein paar neugieriger Reisenden wegen zu einer musikalischen Soiree ging — auf eine Stunde bloß, versprach er mir heilig und teuer; doch das sind immer die Gelegenheiten, wo die Leute, wenn er nur erst am Flügel festsitzt und im Feuer ist, seine

Gutherzigkeit am mehrsten mißbrauchen; denn da sitzt er alsdann wie das Männchen in einer Montgolfiere, sechs Meilen hoch über dem Erdboden schwebend, wo man die Glocken nicht mehr schlagen hört. Ich schickte den Bedienten zweimal mitten in der Nacht dahin, umsonst; er konnte nicht zu seinem Herrn gelangen. Um drei Uhr früh kam dieser denn endlich nach Haus. Ich nahm mir vor, den ganzen Tag ernstlich mit ihm zu schmollen."

Hier überging Madame Mozart einige Umstände mit Stillschweigen. Es war, muß man wissen, nicht unwahrscheinlich, daß zu gedachter Abendunterhaltung auch eine junge Sängerin, Signora Malerbi, kommen würde, an welcher Frau Konstanze mit allem Recht Ärgernis nahm. Diese Römerin war durch Mozarts Verwendung bei der Oper angestellt worden, und ohne Zweifel hatten ihre koketten Künste nicht geringen Anteil an der Gunst des Meisters. Sogar wollten einige wissen, sie habe ihn mehrere Monate lang eingezogen und heiß genug auf ihrem Rost gehalten. Ob dies nun völlig wahr sei oder sehr übertrieben, gewiß ist, sie benahm sich nachher frech und undankbar und erlaubte sich selbst Spöttereien über ihren Wohltäter. So war es ganz in ihrer Art, daß sie ihn einst gegenüber einem ihrer glücklichern Verehrer kurzweg un piccolo grifo raso (ein kleines rasiertes Schweinsrüsselchen) nannte. Der Einfall, einer Circe würdig, war um so empfindlicher, weil er, wie man gestehen muß, immerhin ein Körnchen Wahrheit enthielt.

Beim Nachhausegehen von jener Gesellschaft, bei

welcher übrigens die Sängerin zufällig nicht erschienen war, beging ein Freund im Übermut des Weins die Indiskretion, dem Meister dies boshafte Wort zu verraten. Er wurde schlecht davon erbaut, denn eigentlich war es für ihn der erste unzweideutige Beweis von der gänzlichen Herzlosigkeit seines Schützlings. Vor lauter Entrüstung darüber empfand er nicht einmal sogleich den frostigen Empfang am Bette seiner Frau. In einem Atem teilte er ihr die Beleidigung mit, und diese Ehrlichkeit läßt wohl auf einen mindern Grad von Schuldbewußtsein schließen. Fast machte er ihr Mitleid rege. Doch hielt sie geflissentlich an sich, es sollte ihm nicht so leicht hingehen. Als er von einem schweren Schlaf kurz nach Mittag erwachte, fand er das Weibchen samt den beiden Knaben nicht zu Hause, vielmehr säuberlich den Tisch für ihn allein gedeckt.

Von jeher gab es wenige Dinge, welche Mozart so unglücklich machten, als wenn nicht alles hübsch eben und heiter zwischen ihm und seiner guten Hälfte stand. Und hätte er nun erst gewußt, welche weitere Sorge sie schon seit mehreren Tagen mit sich herumtrug! — eine der schlimmsten in der Tat, mit deren Eröffnung sie ihn nach alter Gewohnheit so lange wie möglich verschonte. Ihre Barschaft war ehestens alle und keine Aussicht auf baldige Einahme da. Ohne Ahnung von dieser häuslichen Extremität war gleichwohl sein Herz auf eine Art beklommen, die mit jenem verlegenen, hilflosen Zustand eine gewisse Ähnlichkeit hatte. Er mochte nicht essen, er konnte nicht bleiben. Geschwind zog er sich

vollends an, um nur aus der Stickluft des Hauses zu kommen. Auf einem offenen Zettel hinterließ er ein paar Zeilen italienisch: „Du hast mir's redlich eingetränkt, und geschieht mir schon recht. Sei aber wieder gut, ich bitte dich, und lache wieder, bis ich heimkomme! Mir ist zumut, als möcht' ich ein Kartäuser und Trappiste werden, ein rechter Heulochs, sag' ich dir." — Sofort nahm er den Hut, nicht aber auch den Stock zugleich; der hatte seine Epoche passiert.

Haben wir Frau Konstanze bis hieher in der Erzählung abgelöst, so können wir auch wohl noch eine kleine Strecke weiter fortfahren.

Von seiner Wohnung bei der Schranne, rechts gegen das Zeughaus einbiegend, schlenderte der teure Mann — es war ein warmer, etwas umwölkter Sommernachmittag — nachdenklich lässig über den sogenannten Hof und weiter an der Pfarre zu unsrer lieben Frau vorbei, dem Schottentor entgegen, wo er seitwärts zur Linken auf die Mölkerbastei stieg und dadurch der Ansprache mehrerer Bekannten, die eben zur Stadt hereinkamen, entging. Nur kurze Zeit genoß er hier, obwohl von einer stumm bei den Kanonen auf und nieder gehenden Schildwache nicht belästigt, der vortrefflichen Aussicht über die grüne Ebene des Glacis und die Vorstädte hin nach dem Kahlenberg und südlich nach den Steierischen Alpen. Die schöne Ruhe der äußern Natur widersprach seinem innern Zustand. Mit einem Seufzer setzte er seinen Gang über die Esplanade und sodann durch die Alservorstadt ohne bestimmten Zielpunkt fort.

Am Ende der Währinger Gasse lag eine Schenke mit Kegelbahn, deren Eigentümer, ein Seilermeister, durch seine gute Ware wie durch die Reinheit seines Getränks den Nachbarn und Landleuten, die ihr Weg vorüberführte, gar wohl bekannt war. Man hörte Kegelschieben, und übrigens ging es bei einer Anzahl von höchstens einem Dutzend Gästen mäßig zu. Ein kaum bewußter Trieb, sich unter anspruchslosen, natürlichen Menschen in etwas zu vergessen, bewog den Musiker zur Einkehr. Er setzte sich an einen der sparsam von Bäumen beschatteten Tische zu einem Wiener Brunnenobermeister und zwei andern Spießbürgern, ließ sich ein Schöppchen kommen und nahm an ihrem sehr alltäglichen Diskurs eingehend teil, ging dazwischen umher oder schaute dem Spiel auf der Kegelbahn zu.

Unweit von der letztern, an der Seite des Hauses, befand sich der offene Laden des Seilers, ein schmaler, mit Fabrikaten vollgepfropfter Raum, weil außer dem, was das Handwerk zunächst lieferte, auch allerlei hölzernes Küchen-, Keller- und landwirtschaftliches Gerät, ingleichen Tran und Wagensalbe, auch weniges von Sämereien, Dill und Kümmel zum Verkauf umherstand oder -hing. Ein Mädchen, das als Kellnerin die Gäste zu bedienen und nebenbei den Laden zu besorgen hatte, war eben mit einem Bauern beschäftigt, welcher, sein Söhnlein an der Hand, herzugetreten war, um einiges zu kaufen, ein Fruchtmaß, eine Bürste, eine Geißel. Er suchte unter vielen Stücken eines heraus, prüfte es, legte es weg, ergriff ein zweites und drittes und kehrte un-

schlüssig zum ersten zurück; es war kein Fertigwerden. Das Mädchen entfernte sich mehrmals der Aufwartung wegen, kam wieder und war unermüdlich, ihm seine Wahl zu erleichtern und annehmlich zu machen, ohne daß sie zu viel darum schwatzte.

Mozart sah und hörte auf einem Bänkchen bei der Kegelbahn diesem allem mit Vergnügen zu. So sehr ihm auch das gute, verständige Betragen des Mädchens, die Ruhe und der Ernst in ihren ansprechenden Zügen gefiel, noch mehr interessierte ihn für jetzt der Bauer, welcher ihm, nachdem er ganz befriedigt abgezogen, noch viel zu denken gab. Er hatte sich vollkommen in den Mann hineinversetzt, gefühlt, wie wichtig die geringe Angelegenheit von ihm behandelt, wie ängstlich und gewissenhaft die Preise, bei einem Unterschied von wenig Kreuzern, hin und her erwogen wurden. Und, dachte er, wenn nun der Mann zu seinem Weibe heimkommt, ihr seinen Handel rühmt, die Kinder alle passen, bis der Zwerchsack aufgeht, darin auch was für sie sein mag: sie aber eilt, ihm einen Imbiß und einen frischen Trunk selbstgekelterten Obstmost zu holen, darauf er seinen ganzen Appetit verspart hat!

Wer auch so glücklich wäre, so unabhängig von den Menschen! ganz nur auf die Natur gestellt und ihren Segen, wie sauer auch dieser erworben sein will!

Ist aber mir mit meiner Kunst ein anderes Tagwerk anbefohlen, das ich am Ende doch mit keinem in der Welt vertauschen würde: warum muß ich dabei in Verhältnissen leben, die das gerade Widerspiel von solch

unschuldiger, einfacher Existenz ausmachen? Ein Gütchen, wenn du hättest, ein kleines Haus bei einem Dorf in schöner Gegend, du solltest wahrlich neu aufleben! Den Morgen über fleißig bei deinen Partituren, die ganze übrige Zeit bei der Familie; Bäume pflanzen, deinen Acker besuchen, im Herbst mit den Buben die Äpfel und die Birn' heruntertun; bisweilen eine Reise in die Stadt zu einer Aufführung und sonst von Zeit zu Zeit ein Freund und mehrere bei dir — welch eine Seligkeit! Nun ja, wer weiß, was noch geschieht!

Er trat vor den Laden, sprach freundlich mit dem Mädchen und fing an, ihren Kram genauer zu betrachten. Bei der unmittelbaren Verwandtschaft, welche die meisten dieser Dinge zu jenem idyllischen Anfluge hatten, zog ihn die Sauberkeit, das Helle, Glatte, selbst der Geruch der mancherlei Holzarbeiten an. Es fiel ihm plötzlich ein, verschiedenes für seine Frau, was ihr nach seiner Meinung angenehm und nutzbar wäre, auszuwählen. Sein Augenmerk ging zuvörderst auf Gartenwerkzeug. Konstanze hatte nämlich vor Jahr und Tag auf seinen Antrieb ein Stückchen Land vor dem Kärntner Tor gepachtet und etwas Gemüse darauf gebaut, daher ihm jetzt fürs erste ein neuer großer Rechen, ein kleinerer dito samt Spaten ganz zweckmäßig schien. Dann weiteres anlangend, so macht es seinen ökonomischen Begriffen alle Ehre, daß er einem ihn sehr appetitlich anlachenden Butterfaß nach kurzer Überlegung, wiewohl ungern, entsagte, dagegen ihm ein hohes, mit Deckel und schön geschnitztem Henkel versehenes Geschirr zu unmaßgeb-

lichem Gebrauch einleuchtete. Es war aus schmalen Stäben von zweierlei Holz, abwechselnd hell und dunkel, zusammengesetzt, unten weiter als oben und innen trefflich ausgepicht. Entschieden für die Küche empfahl sich eine schöne Auswahl Rührlöffel, Wellhölzer, Schneidbretter und Teller von allen Größen sowie ein Salzbehälter einfachster Konstruktion zum Aufhängen.

Zuletzt besah er sich noch einen derben Stock, dessen Handhabe mit Leder und runden Messingnägeln gehörig beschlagen war. Da der sonderbare Kunde auch hier in einiger Versuchung schien, bemerkte die Verkäuferin mit Lächeln, das sei just kein Tragen für Herrn. „Du hast recht, mein Kind," versetzte er, „mir deucht, die Metzger auf der Reise haben solche; weg damit, ich will ihn nicht. Das übrige hingegen alles, was wir da ausgelesen haben, bringst du mir heute oder morgen ins Haus." Dabei nannte er ihr seinen Namen und die Straße. Er ging hierauf, um auszutrinken, an seinen Tisch, wo von den dreien nur noch einer, ein Klempnermeister, saß.

„Die Kellnerin hat heut' mal einen guten Tag!" bemerkte der Mann. „Ihr Vetter läßt ihr vom Erlös im Laden am Gulden einen Batzen."

Mozart freute sich nun seines Einkaufs doppelt; gleich aber sollte seine Teilnahme an der Person noch größer werden. Denn als sie wieder in die Nähe kam, rief ihr derselbe Bürger zu: „Wie steht's Kreszenz? Was macht der Schlosser? Feilt er nicht bald sein eigen Eisen?"

„O was!“ erwiderte sie im Weitereilen, „selbiges Eisen, schätz' ich, wächst noch im Berg, zuhinterst.“

„Es ist ein guter Tropf“, sagte der Klempner. „Sie hat lang ihrem Stiefvater hausgehalten und ihn in der Krankheit verpflegt, und da er tot war, kam's heraus, daß er ihr Eigenes aufgezehrt hatte; seither dient sie da ihrem Verwandten, ist alles und alles im Geschäft, in der Wirtschaft und bei den Kindern. Sie hat mit einem braven Gesellen Bekanntschaft und würde ihn je eher, je lieber heiraten; das aber hat so seine Haken.“

„Was für? Er ist wohl auch ohne Vermögen?“

„Sie ersparten sich beide etwas, doch langt es nicht gar. Jetzt kommt mit nächstem drinnen ein halber Hausteil samt Werkstatt in Gant; dem Seiler wär's ein leichtes, ihnen vorzuschießen, was noch zum Kaufschilling fehlt; allein er läßt die Dirne natürlich nicht gern fahren. Er hat gute Freunde im Rat und bei der Zunft: da findet der Geselle nun allenthalben Schwierigkeiten.“

„Verflucht!“ fuhr Mozart auf, so daß der andere erschrak und sich umsah, ob man nicht horche. „Und da ist niemand, der ein Wort nach dem Recht dareinspräche? den Herrn eine Faust vorhielte? Die Schufte, die! Wart nur, man kriegt euch noch beim Wickel!“

Der Klempner saß wie auf Kohlen. Er suchte das Gesagte auf eine ungeschickte Art zu mildern, beinahe nahm er es völlig zurück. Doch Mozart hörte ihn nicht an. „Schämt Euch, wie Ihr nun schwatzt! So macht's

ihr Lumpen allemal, sobald es gilt mit etwas einzustehen." — Und hiemit kehrte er dem Hasenfuß ohne Abschied den Rücken. Der Kellnerin, die alle Hände voll zu tun hatte mit neuen Gästen, raunte er nur im Vorbeigehen zu: „Komme morgen beizeiten, grüße mir deinen Liebsten; ich hoffe, daß eure Sache gut geht." Sie stutzte nur und hatte weder Zeit noch Fassung, ihm zu danken.

Geschwinder als gewöhnlich, weil der Auftritt ihm das Blut etwas in Wallung brachte, ging er vorerst denselben Weg, den er gekommen, bis an das Glacis, auf welchem er dann langsamer mit einem Umweg im weiten Halbkreis um die Wälle wandelte. Ganz mit der Angelegenheit des armen Liebespaars beschäftigt, durchlief er in Gedanken eine Reihe seiner Bekannten und Gönner, die auf die eine oder andere Weise in diesem Fall etwas vermochten. Da indessen, bevor er sich irgend zu einem Schritt bestimmte, noch nähere Erklärungen von seiten des Mädchens erforderlich waren, beschloß er, diese ruhig abzuwarten, und war nunmehr, mit Herz und Sinn den Füßen vorauseilend, bei seiner Frau zu Hause.

Mit innerer Gewißheit zählte er auf einen freundlichen, ja fröhlichen Willkommen, Kuß und Umarmung schon auf der Schwelle, und Sehnsucht verdoppelte seine Schritte beim Eintritt in das Kärntner Tor. Nicht weit davon ruft ihn der Postträger an, der ihm ein kleines, doch gewichtiges Paket übergibt, worauf er eine ehrliche und akkurate Hand augenblicklich erkennt. Er tritt mit

dem Boten, um ihn zu quittieren, in den nächsten Kaufladen; dann, wieder auf der Straße, kann er sich nicht bis in sein Haus gedulden; er reißt die Siegel auf: halb gehend, halb stehend, verschlingt er den Brief.

„Ich saß", fuhr Madame Mozart hier in der Erzählung bei den Damen fort, „am Nähtisch, hörte meinen Mann die Stiege heraufkommen und den Bedienten nach mir fragen. Sein Tritt und seine Stimme kam mir beherzter, aufgeräumter vor, als ich erwartete, und als mir wahrhaftig angenehm war. Erst ging er auf sein Zimmer, kam aber gleich herüber. ‚Guten Abend!' sagt' er; ich, ohne aufzusehen, erwiderte ihm kleinlaut. Nachdem er die Stube ein paarmal stillschweigend gemessen, nahm er unter erzwungenem Gähnen die Fliegenklatsche hinter der Tür, was ihm noch niemals eingefallen war und murmelte vor sich: ‚Wo nur die Fliegen gleich wieder herkommen!' — fing an zu patschen da und dort, und zwar so stark wie möglich. Dies war ihm stets der unleidlichste Ton, den ich in seiner Gegenwart nie hören lassen durfte. Hm, dacht' ich, daß doch, was man selber tut, zumal die Männer, ganz etwas anderes ist! Übrigens hatte ich so viele Fliegen gar nicht wahrgenommen. Sein seltsames Betragen verdroß mich wirklich sehr. — ‚Sechse auf einen Schlag!' rief er; ‚willst du sehen?' — Keine Antwort. — Da legte er mir etwas aufs Nähkissen hin, daß ich es sehen mußte, ohne ein Auge von meiner Arbeit zu verwenden. Es war nichts Schlechteres als ein Häufchen Gold, so viel man Dukaten zwischen zwei

Finger nimmt. Er setzte seine Possen hinter meinem Rücken fort, tat hin und wieder einen Streich und sprach dabei für sich: ‚Das fatale, unnütze, schamlose Gezücht! Zu was Zweck es nur eigentlich auf der Welt ist! — Patsch! — offenbar bloß, daß man's totschlage. — Pitsch! — darauf verstehe ich mich einigermaßen, darf ich behaupten. — Die Naturgeschichte belehrt uns über die erstaunliche Vermehrung dieser Geschöpfe. — Pitsch! Patsch —: in meinem Hause wird immer sogleich damit aufgeräumt. — Ah maledette! disperate! — Hier wieder ein Stück zwanzig! Magst du sie?' — Er kam und tat wie vorhin. Hatte ich bisher mit Mühe das Lachen unterdrückt, länger war es unmöglich, ich platzte heraus, er fiel mir um den Hals, und beide kicherten und lachten wir um die Wette.

‚Woher kommt dir denn aber das Geld?' frag' ich, während daß er den Rest aus dem Röllchen schüttelt. — ‚Vom Fürsten Esterhazy! durch den Haydn! Lies nur den Brief.' — Ich las:

‚Eisenstadt usw. Teuerster Freund! Seine Durchlaucht, mein gnädigster Herr, hat mich zu meinem größesten Vergnügen damit betraut, Ihnen beifolgende sechzig Dukaten zu übermachen. Wir haben letzt Ihre Quartetten wieder ausgeführt, und Seine Durchlaucht waren solchermaßen davon eingenommen und befriedigt, als bei dem erstenmal, vor einem Vierteljahre, kaum der Fall gewesen. Der Fürst bemerkte mir (ich muß es wörtlich schreiben): ‚Als Mozart Ihnen diese Arbeit dedizierte, hat er geglaubt, nur Sie zu ehren, doch

kann's ihm nichts verschlagen, wenn ich zugleich ein Kompliment für mich darin erblicke. Sagen Sie ihm, ich denke von seinem Genie bald so groß wie Sie selbst, und mehr könn' er in Ewigkeit nicht verlangen!' — ‚Amen!' seß' ich hinzu. Sind Sie zufrieden?

Postskript. Der lieben Frau ins Ohr: Sorgen Sie gütigst, daß die Danksagung nicht aufgeschoben werde! Am besten geschäh' es persönlich. Wir müssen so guten Wind fein erhalten.'

‚Du Engelsmann! o himmlische Seele!' rief Mozart ein übers andere Mal, und es ist schwer zu sagen, was ihn am meisten freute, der Brief oder des Fürsten Beifall oder das Geld. Was mich betrifft, aufrichtig gestanden, mir kam das letztere gerade damals höchst gelegen. Wir feierten noch einen sehr vergnügten Abend.

Von der Affäre in der Vorstadt erfuhr ich jenen Tag noch nichts, die folgenden ebensowenig; die ganze nächste Woche verstrich, keine Kreszenz erschien, und mein Mann, in einem Strudel von Geschäften, vergaß die Sache bald. Wir hatten an einem Sonnabend Gesellschaft; Hauptmann Wessely, Graf Hardegg und andere musizierten. In einer Pause werde ich hinausgerufen — da war nun die Bescherung! Ich geh' hinein und frage: ‚Hast du Bestellung in der Alservorstadt auf allerlei Holzware gemacht?' — ‚Potz Hagel, ja! Ein Mädchen wird da sein? Laß sie nur hereinkommen!' — So trat sie denn in größter Freundlichkeit, einen vollen Korb am Arm, mit Rechen und Spaten ins Zimmer, entschuldigte ihr langes Ausbleiben;

sie habe den Namen der Gasse nicht mehr gewußt und sich erst heut' zurechtgefragt. Mozart nahm ihr die Sachen nacheinander ab, die er sofort mit Selbstzufriedenheit mir überreichte. Ich ließ mir herzlich dankbar alles und jedes wohl gefallen, belobte und pries; nur nahm es mich wunder, wozu er das Gartengeräte gekauft. — ‚Natürlich', sagt er, ‚für dein Stückchen an der Wien.' — ‚Mein Gott! das haben wir ja aber lange abgegeben, weil uns das Wasser immer so viel Schaden tat und überhaupt gar nichts dabei herauskam. Ich sagte dir's, du hattest nichts dawider.' — ‚Was? Und also die Spargeln, die wir dies Frühjahr speisten?' — ‚Waren immer vom Markt.' — ‚Seht,' sagt' er, ‚hätt' ich das gewußt! Ich lobte sie dir so aus bloßer Artigkeit, weil du mich wirklich dauertest mit deiner Gärtnerei; es waren Dingerl wie die Federspulen.'

Die Herrn belustigte der Spaß überaus; ich mußte einigen sogleich das Überflüssige zum Andenken lassen. Als aber Mozart nun das Mädchen über ihr Heiratsanliegen ausforschte, sie ermunterte, hier nur ganz frei zu sprechen, da das, was man für sie und ihren Liebsten tun würde, in der Stille, glimpflich und ohne jemandes Anklagen solle ausgerichtet werden, so äußerte sie sich gleichwohl mit so viel Bescheidenheit, Vorsicht und Schonung, daß sie alle Anwesenden völlig gewann und man sie endlich mit den besten Versprechungen entließ.

‚Den Leuten muß geholfen werden!' sagte der Hauptmann. ‚Die Innungskniffe sind das wenigste dabei;

hier weiß ich einen, der das bald in Ordnung bringen wird. Es handelt sich um einen Beitrag für das Haus, Einrichtungkosten und dergleichen. Wie, wenn wir ein Konzert für Freunde im Trattnerischen Saal mit Entree ad libitum ankündigten?' — Der Gedanke fand lebhaften Anklang. Einer der Herrn ergriff das Salzfaß und sagte: ‚Es müßte jemand zur Einleitung einen hübschen historischen Vortrag tun, Herrn Mozarts Einkauf schildern, seine menschenfreundliche Absicht erklären, und hier das Prachtgefäß stellt man auf einen Tisch als Opferbüchse auf, die beiden Rechen als Dekoration rechts und links dahinter gekreuzt.'

Dies nun geschah zwar nicht, hingegen das Konzert kam zustande; es warf ein Erkleckliches ab, verschiedene Beiträge folgten nach, daß das beglückte Paar noch Überschuß hatte, und auch die andern Hindernisse waren schnell beseitigt. Duschecks in Prag, unsre genauesten Freunde dort, bei denen wir logieren, vernahmen die Geschichte, und *sie*, eine gar gemütliche, herzige Frau, verlangte von dem Kram aus Kuriosität auch etwas zu haben; so legt' ich denn das Passendste für sie zurück und nahm es bei dieser Gelegenheit mit. Da wir inzwischen unverhofft eine neue liebe Kunstverwandte finden sollten, die nah' daran ist, sich den eigenen Herd einzurichten, und ein Stück gemeinen Hausrat, welches Mozart ausgewählt, gewißlich nicht verschmähen wird, will ich mein Mitbringen halbieren, und Sie haben die Wahl zwischen einem schön durchbrochenen Schokoladequirl und mehrgedachter Salzbüchse, an welcher sich der

Künstler mit einer geschmackvollen Tulpe verunköstigt hat. Ich würde unbedingt zu diesem Stück raten: das edle Salz, soviel ich weiß, ist ein Symbol der Häuslichkeit und Gastlichkeit, wozu wir alle guten Wünsche für Sie legen wollen."

So weit Madame Mozart. Wie dankbar und wie heiter alles von den Damen auf- und angenommen wurde, kann man denken. Der Jubel erneuerte sich, als gleich darauf bei den Männern oben die Gegenstände vorgelegt und das Muster patriarchalischer Simplizität nun förmlich übergeben ward, welchem der Oheim in dem Silberschranke seiner nunmehrigen Besitzerin und ihrer spätesten Nachkommen keinen geringern Platz versprach, als jenes berühmte Kunstwerk des florentinischen Meisters in der Ambraser Sammlung einnehme.

Es war schon fast acht Uhr; man nahm den Tee. Bald aber sah sich unser Musiker an sein schon am Mittag gegebenes Wort, die Gesellschaft näher mit dem „Höllenbrand" bekannt zu machen, der unter Schloß und Riegel, doch zum Glück nicht allzutief im Reisekoffer lag, dringend erinnert. Er war ohne Zögern bereit. Die Auseinandersetzung der Fabel des Stücks hielt nicht lange auf, das Textbuch wurde aufgeschlagen und schon brannten die Lichter am Fortepiano.

Wir wünschten wohl, unsere Leser streifte hier zum wenigsten etwas von jener eigentümlichen Empfindung an, womit oft schon ein einzeln abgerissener, aus einem Fenster beim Vorübergehen an unser Ohr getragener Akkord, der nur von dorther kommen kann, uns wie

elektrisch trifft und wie gebannt festhält, etwas von jener süßen Bangigkeit, wenn wir in dem Theater, solange das Orchester stimmt, dem Vorhang gegenüber sitzen. Oder ist es nicht so? Wenn auf der Schwelle jedes erhabenen tragischen Kunstwerks, es heiße „Macbeth", „Ödipus" oder wie sonst, ein Schauer der ewigen Schönheit schwebt, wo träfe dies in höherem, auch nur in gleichem Maße zu, als eben hier? Der Mensch verlangt und scheut zugleich, aus seinem gewöhnlichen Selbst vertrieben zu werden, er fühlt, das Unendliche wird ihn berühren, das seine Brust zusammenzieht, indem es sie ausdehnen und den Geist gewaltsam an sich reißen will. Die Ehrfurcht vor der vollendeten Kunst tritt hinzu; der Gedanke, ein göttliches Wunder genießen, es als ein Verwandtes in sich aufnehmen zu dürfen, zu können, führt eine Art von Rührung, ja von Stolz mit sich, vielleicht den glücklichsten und reinsten, dessen wir fähig sind.

Unsre Gesellschaft aber hatte damit, daß sie ein uns von Jugend auf völlig zu eigen gewordenes Werk jetzt erstmals kennen lernen sollte, einen von unserem Verhältnis unendlich verschiedenen Stand, und, wenn man das beneidenswerte Glück der persönlichen Vermittlung durch den Urheber abrechnet, bei weitem nicht den günstigen wie wir, da eine reine und vollkommene Auffassung eigentlich niemand möglich war, auch in mehr als *einem* Betracht selbst dann nicht möglich gewesen sein würde, wenn das Ganze unverkürzt hätte mitgeteilt werden können.

Von achtzehn fertig ausgearbeiteten Nummern gab der Komponist vermutlich nicht die Hälfte (wir finden in dem unserer Darstellung zugrunde liegenden Bericht nur das letzte Stück dieser Reihe, das Sextett, ausdrücklich angeführt), — er gab sie meistens, wie es scheint, in einem freien Auszug, bloß auf dem Klavier und sang stellenweise darein, wie es kam und sich schickte. Von der Frau ist gleichfalls nur bemerkt, daß sie zwei Arien vorgetragen habe. Wir möchten uns, da ihre Stimme so stark als lieblich gewesen sein soll, die erste der Donna Anna („Du kennst den Verräter") und eine von den beiden der Zerline dabei denken.

Genau genommen waren, dem Geist, der Einsicht, dem Geschmacke nach, Eugenie und ihr Verlobter die einzigen Zuhörer, wie der Meister sie sich wünschen mußte, und jene war es sicher ungleich mehr als dieser. Sie saßen beide tief im Grunde des Zimmers, das Fräulein regungslos, wie eine Bildsäule, und in die Sache aufgelöst auf einen solchen Grad, daß sie auch in den kurzen Zwischenräumen, wo sich die Teilnahme der übrigen bescheiden äußerte oder die innere Bewegung sich unwillkürlich mit einem Ausruf der Bewunderung Luft machte, die von dem Bräutigam an sie gerichteten Worte immer nur ungenügend zu erwidern vermochte.

Als Mozart mit dem überschwenglich schönen Sextett geschlossen hatte und nach und nach ein Gespräch aufkam, schien er vornehmlich einzelne Bemerkungen des Barons mit Interesse und Wohlgefallen aufzunehmen.

Es wurde vom Schlusse der Oper die Rede sowie von der vorläufig auf den Anfang Novembers anberaumten Aufführung, und da jemand meinte, gewisse Teile des Finale möchten noch eine Riesenaufgabe sein, so lächelte der Meister mit einiger Zurückhaltung; Konstanze aber sagte zu der Gräfin hin, daß er es hören mußte: „Er hat noch was in petto, womit er geheim tut, auch vor mir."

„Du fällst", versetzte er, „aus deiner Rolle, Schatz, daß du das jetzt zur Sprache bringst; wenn ich nun Lust bekäme, von neuem anzufangen? und in der Tat, es juckt mich schon."

„Leporello!" rief der Graf, lustig aufspringend, und winkte einem Diener. „Wein! Sillery, drei Flaschen!"

„Nicht doch! damit ist es vorbei: mein Junker hat sein letztes im Glase."

„Wohl bekomm's ihm — und jedem das Seine!"

„Mein Gott, was hab' ich da gemacht!" lamentierte Konstanze mit einem Blick auf die Uhr. „Gleich ist es elfe, und morgen früh soll's fort. Wie wird das gehen?"

„Es geht halt gar nicht, Beste, nur schlechterdings gar nicht."

„Manchmal", fing Mozart an, „kann sich doch ein Ding sonderbar fügen. Was wird denn meine Stanzl sagen, wenn sie erfährt, daß eben das Stück Arbeit, daß sie nun hören soll, um eben diese Stunde in der Nacht, und zwar gleichfalls vor einer angesetzten Reise, zur Welt geboren ist?"

„Wär's möglich? Wann? Gewiß vor drei Wochen, wie du nach Eisenstadt wolltest!"

„Getroffen! Und das begab sich so. Ich kam nach zehne, du schliefst schon fest, von Richters Essen heim und wollte versprochenermaßen auch bälder zu Bett, um morgens beizeiten heraus und in den Wagen zu steigen. Inzwischen hatte Veit, wie gewöhnlich, die Lichter auf dem Schreibtisch angezündet, ich zog mechanisch den Schlafrock an, und fiel mir ein, geschwind mein letztes Pensum noch einmal anzusehen. Allein, o Mißgeschick! verwünschte, ganz unzeitige Geschäftigkeit der Weiber! Du hattest aufgeräumt, die Noten eingepackt — die mußten nämlich mit: der Fürst verlangte eine Probe von dem Opus; ich suchte, brummte, schalt, umsonst! Darüber fällt mein Blick auf ein versiegeltes Kuvert: vom Abbate, den greulichen Haken nach auf der Adresse — ja wahrlich! und schickt mir den umgearbeiteten Rest seines Textes, den ich vor Monatsfrist noch nicht zu sehen hoffte. Sogleich sitz' ich begierig hin und lese und bin entzückt, wie gut der Kauz verstand, was ich wollte. Es war alles weit simpler, gedrängter und reicher zugleich. Sowohl die Kirchhofsszene wie das Finale, bis zum Untergang des Helden, hat in jedem Betracht sehr gewonnen. (Du sollst mir aber auch, dacht' ich, vortrefflicher Poet, Himmel und Hölle nicht unbedankt zum zweitenmal beschworen haben!) Nun ist es sonst meine Gewohnheit nicht, in der Komposition etwas vorauszunehmen, und wenn es noch so lockend wäre; das bleibt eine Unart, die sich sehr übel bestrafen kann. Doch gibt es Ausnahmen, und kurz, der Auftritt bei der Reiterstatue des Gouverneurs, die Drohung, die

vom Grabe des Erschlagenen her urplötzlich das Gelächter des Nachtschwärmers haarsträubend unterbricht, war mir bereits in die Krone gefahren. Ich griff einen Akkord und fühlte, ich hatte an der rechten Pforte angeklopft, dahinter schon die ganze Legion von Schrecken beieinander liege, die im Finale loszulassen sind. So kam fürs erste ein Adagio heraus: D-Moll, vier Takte nur, darauf ein zweiter Satz mit fünfen — es wird, bild' ich mir ein, auf dem Theater etwas Ungewöhnliches geben, wo die stärksten Blasinstrumente die Stimme begleiten. Einstweilen hören Sie's, so gut es sich hier machen läßt."

Er löschte ohne weiteres die Kerzen der beiden neben ihm stehenden Armleuchter aus, und jener furchtbare Choral „Dein Lachen endet vor der Morgenröte" erklang durch die Totenstille des Zimmers. Wie von entlegenen Sternenkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht.

„Wer ist hier? Antwort!" hört man Don Juan fragen. Da hebt es wieder an, eintönig wie zuvor, und gebietet dem ruchlosen Jüngling, die Toten in Ruhe zu lassen.

Nachdem diese dröhnenden Klänge bis auf die letzte Schwingung in der Luft verhallt waren, fuhr Mozart fort: „Jetzt gab es für mich begreiflicherweise kein Aufhören mehr. Wenn erst das Eis einmal an einer Uferstelle bricht, gleich kracht der ganze See und klingt bis an den entferntesten Winkel hinunter. Ich ergriff unwill-

kürlich denselben Faden weiter unten bei Don Juans Nachtmahl wieder, wo Donna Elvira sich eben entfernt hat und das Gespenst, der Einladung gemäß, erscheint. — Hören Sie an!"

Es folgte nun der ganze lange, entsetzensvolle Dialog, durch welchen auch der Nüchternste bis an die Grenze menschlichen Vorstellens, ja über sie hinaus gerissen wird, wo wir das Übersinnliche schauen und hören und innerhalb der eigenen Brust von einem Äußersten zum andern willenlos uns hin und her geschleudert fühlen.

Menschlichen Sprachen schon entfremdet, bequemt sich das unsterbliche Organ des Abgeschiedenen, noch einmal zu reden. Bald nach der ersten fürchterlichen Begrüßung, als der Halbverklärte die ihm gebotene irdische Nahrung verschmäht, wie seltsam schauerlich wandelt seine Stimme auf den Sprossen einer luftgewebten Leiter unregelmäßig auf und nieder! Er fordert schleunigen Entschluß zur Buße: kurz ist dem Geist die Zeit gemessen, weit, weit, weit ist der Weg! Und wenn nun Don Juan, im ungeheuren Eigenwillen den ewigen Ordnungen trotzend, unter dem wachsenden Andrang der höllischen Mächte ratlos ringt, sich sträubt und windet und endlich untergeht, noch mit dem vollen Ausdruck der Erhabenheit in jeder Gebärde: wem zitterten nicht Herz und Nieren vor Lust und Angst zugleich? Es ist ein Gefühl, ähnlich dem, womit man das prächtige Schauspiel einer unbändigen Naturkraft, den Brand eines herrlichen Schiffes anstaunt. Wir nehmen wider

Willen gleichsam Partei für diese blinde Größe und teilen knirschend ihren Schmerz im reißenden Verlauf ihrer Selbstvernichtung.

Der Komponist war am Ziele. Eine Zeitlang wagte niemand, das allgemeine Schweigen zuerst zu brechen.

„Geben Sie uns," fing endlich mit noch beklemmtem Atem die Gräfin an, „geben Sie uns, ich bitte Sie, einen Begriff, wie Ihnen war, da Sie in jener Nacht die Feder weglegten!"

Er blickte, wie aus einer stillen Träumerei ermuntert, helle zu ihr auf, besann sich schnell und sagte, halb zu der Dame, halb zu seiner Frau: „Nun ja, mir schwankte wohl zuletzt der Kopf. Ich hatte dies verzweifelte Dibattimento bis zu dem Chor der Geister, in einer Hitze fort, beim offenen Fenster, zu Ende geschrieben und stand nach einer kurzen Rast vom Stuhl auf, im Begriff, nach deinem Kabinett zu gehen, damit wir noch ein bißchen plaudern und sich mein Blut ausgleiche. Da machte ein überquerer Gedanke mich mitten im Zimmer still stehen." (Hier sah er zwei Sekunden lang zu Boden, und sein Ton verriet beim Folgenden eine kaum merkbare Bewegung.) „Ich sagte zu mir selbst: Wenn du noch diese Nacht wegstürbest und müßtest deine Partitur an diesem Punkt verlassen: ob dir's auch Ruh' im Grabe ließ? — Mein Auge hing am Docht des Lichts in meiner Hand und auf den Bergen von abgetropftem Wachs. Ein Schmerz bei dieser Vorstellung durchzückte mich einen Moment; dann dacht' ich weiter: Wenn denn

hernach über kurz oder lang ein anderer, vielleicht gar so ein Welscher, die Oper zu vollenden bekäme und fände von der Introduktion bis Numero siebzehn, mit Ausnahme einer Piece, alles sauber beisammen, lauter gesunde, reife Früchte ins hohe Gras geschüttelt, daß er sie nur auflesen dürfte, ihm graute aber doch ein wenig hier vor der Mitte des Finale, und er fände alsdann unverhofft den tüchtigen Felsbrocken da insoweit schon beiseite gebracht: er möchte drum nicht übel in das Fäustchen lachen! Vielleicht wär' er versucht, mich um die Ehre zu betrügen. Er sollte aber wohl die Finger daran verbrennen: da wär' noch immerhin ein Häuflein guter Freunde, die meinen Stempel kennen und mir, was mein ist, redlich sichern würden. — Nun ging ich, dankte Gott mit einem vollen Blick hinauf und dankte, liebes Weibchen, deinem Genius, der dir so lange seine beiden Hände sanft über die Stirne gehalten, daß du fortschliefst wie eine Ratze und mich kein einzig Mal anrufen konntest. Wie ich dann aber endlich kam und du mich um die Uhr befrugst, log ich dich frischweg ein paar Stunden jünger, als du warst, denn es ging stark auf viere. Und nun wirst du begreifen, warum du mich um sechse nicht aus den Federn brachtest, der Kutscher wieder heimgeschickt und auf den andern Tag bestellt werden mußte."

„Natürlich!" versetzte Konstanze. „Nur bilde sich der schlaue Mann nicht ein, man sei so dumm gewesen, nichts zu merken! Deswegen brauchtest du mir deinen schönen Vorsprung fürwahr nicht zu verheimlichen."

„Auch war es nicht deshalb.“

„Weiß schon — du wolltest deinen Schatz vorerst noch unbeschrien haben.“

„Mich freut nur,“ rief der gutmütige Wirt, „daß wir morgen nicht nötig haben, ein edles Wiener Kutscherherz zu kränken, wenn Herr Mozart partout nicht aufstehen kann. Die Order ‚Hans, spann wieder aus!‘ tut jederzeit sehr weh.“

Diese indirekte Bitte um längeres Bleiben, mit der sich die übrigen Stimmen im herzlichsten Zuspruch verbanden, gab den Reisenden Anlaß zu Auseinandersetzung sehr triftiger Gründe dagegen; doch verglich man sich gerne dahin, daß nicht zu zeitig aufgebrochen und noch vergnügt zusammen gefrühstückt werden solle.

Man stand und drehte sich noch eine Zeitlang in Gruppen schwatzend umeinander. Mozart sah sich nach jemandem um, augenscheinlich nach der Braut; da sie jedoch gerade nicht zugegen war, so richtete er naiverweise die ihr bestimmte Frage unmittelbar an die ihm nahestehende Franziska: „Was denken Sie denn nun im ganzen von unserm ‚Don Giovanni‘? was können Sie ihm Gutes prophezeien?“

„Ich will“, versetzte sie mit Lachen, „im Namen meiner Base so gut antworten, als ich kann. Meine einfältige Meinung ist, daß, wenn Don Giovanni nicht aller Welt den Kopf verrückt, so schlägt der liebe Gott seinen Musikkasten gar zu, auf unbestimmte Zeit, heißt das, und gibt der Menschheit zu verstehen —“ — „Und gibt der Menschheit,“ fiel der Onkel verbessernd

ein, „den Dudelsack in die Hand und verstocket die Herzen der Leute, daß sie anbeten Baalim.“

„Behüt' uns Gott!“ lachte Mozart. „Je nun, im Lauf der nächsten sechzig, siebzig Jahre, nachdem ich lang fort bin, wird mancher falsche Prophet aufstehen.“

Eugenie trat mit dem Baron und Max herbei, die Unterhaltung hob sich unversehens auf ein Neues, ward nochmals ernsthaft und bedeutend, so daß der Komponist, eh' die Gesellschaft auseinander ging, sich noch gar mancher schönen, bezeichnenden Äußerung erfreute, die seiner Hoffnung schmeichelte.

Erst lange nach Mitternacht trennte man sich; keines empfand bis jetzt, wie sehr es der Ruhe bedurfte.

Den andern Tag (das Wetter gab dem gestrigen nichts nach) um zehn Uhr sah man einen hübschen Reisewagen, mit den Effekten beider Wiener Gäste bepackt, im Schloßhof stehen. Der Graf stand mit Mozart davor, kurz ehe die Pferde herausgeführt wurden, und fragte, wie er ihm gefalle.

„Sehr gut; er scheint äußerst bequem.“

„Wohlan, so machen Sie mir das Vergnügen und behalten Sie ihn zu meinem Andenken.“

„Wie? ist das Ernst?“

„Was wär' es sonst!“

„Heiliger Sixtus und Calixtus! — Konstanze! du!“ rief er zum Fenster hinauf, wo sie mit den andern heraussah. „Der Wagen soll mein sein! Du fährst künftig in deinem eigenen Wagen!“

Er umarmte den schmunzelnden Geber, betrachtete

und umging sein neues Besitztum von allen Seiten, öffnete den Schlag, warf sich hinein und rief heraus: „Ich dünke mich so vornehm und so reich wie Ritter Gluck. Was werden sie in Wien für Augen machen!“ — „Ich hoffe,“ sagte die Gräfin, „Ihr Fuhrwerk wiederzusehen bei der Rückkehr von Prag, mit Kränzen um und um behangen!“

Nicht lang nach diesem letzten fröhlichen Auftritt setzte sich der vielbelobte Wagen mit dem scheidenden Paare wirklich in Bewegung und fuhr im raschen Trab nach der Landstraße zu. Der Graf ließ sie bis Wittingau fahren, wo Postpferde genommen werden sollten.

•

Wenn gute, vortreffliche Menschen durch ihre Gegenwart vorübergehend unser Haus belebten, durch ihren frischen Geistesodem auch unser Wesen in neuen raschen Schwung versetzten und uns den Segen der Gastfreundschaft in vollem Maße zu empfinden gaben, so läßt ihr Abschied immer eine unbehagliche Stockung, zum mindesten für den Rest des Tags, bei uns zurück, wofern wir wieder ganz nur auf uns selber angewiesen sind.

Bei unsern Schloßbewohnern traf wenigstens das letztere nicht zu. Franziskas Eltern nebst der alten Tante fuhren zwar alsbald auch weg; die Freundin selbst indes, der Bräutigam, Max ohnehin, verblieben noch. Eugenien, von welcher vorzugsweise hier die Rede ist, weil sie das unschätzbare Erlebnis tiefer als alle

ergriff, ihr, sollte man denken, konnte nichts fehlen, nichts genommen oder getrübt sein; ihr reines Glück in dem wahrhaft geliebten Mann, das erst soeben seine förmliche Bestätigung erhielt, mußte alles andere verschlingen, vielmehr, das Edelste und Schönste, wovon ihr Herz bewegt sein konnte, mußte sich notwendig mit jener seligen Fülle in eines verschmelzen. So wäre es auch wohl gekommen, hätte sie gestern und heute der bloßen Gegenwart, jetzt nur dem reinen Nachgenuß derselben leben können. Allein am Abend schon, bei den Erzählungen der Frau, war sie von leiser Furcht für ihn, an dessen liebenswertem Bild sie sich ergötzte, geheim beschlichen worden; diese Ahnung wirkte nachher, die ganze Zeit als Mozart spielte, hinter allem unsäglichen Reiz, durch all das geheimnisvolle Grauen der Musik hindurch, im Grund ihres Bewußtseins fort, und endlich überraschte, erschütterte sie das, was er selbst in der nämlichen Richtung gelegentlich von sich erzählte. Es ward ihr so gewiß, so ganz gewiß, daß dieser Mann sich schnell und unaufhaltsam in seiner eigenen Glut verzehre, daß er nur eine flüchtige Erscheinung auf der Erde sein könne, weil sie den Überfluß, den er verströmen würde, in Wahrheit nicht ertrüge.

Dies, neben vielem andern, ging, nachdem sie sich gestern niedergelegt, in ihrem Busen auf und ab, während der Nachhall „Don Juans“ verworren noch lange fort ihr inneres Gehör einnahm. Erst gegen Tag schlief sie ermüdet ein.

Die drei Damen hatten sich nunmehr mit ihren

Arbeiten in den Garten gesetzt, die Männer leisteten ihnen Gesellschaft, und da das Gespräch natürlich zunächst nur Mozart betraf, so verschwieg auch Eugenie ihre Befürchtungen nicht. Keins wollte dieselben im mindesten teilen, wiewohl der Baron sie vollkommen begriff. Zur guten Stunde, in recht menschlich reiner, dankbarer Stimmung pflegt man sich jeder Unglücksidee, die einen gerade nicht unmittelbar angeht, aus allen Kräften zu erwehren. Die sprechendsten, lachendsten Gegenbeweise wurden, besonders vom Oheim, vorgebracht, und wie gerne hörte nicht Eugenie alles an! Es fehlte nicht viel, so glaubte sie wirklich, zu schwarz gesehen zu haben.

Einige Augenblicke später, als sie durchs große Zimmer oben ging, das eben gereinigt und wieder in Ordnung gebracht worden war, und dessen vorgezogene gründamastene Fenstergardinen nur ein sanftes Dämmerlicht zuließen, stand sie wehmütig vor dem Klaviere still. Durchaus war es ihr wie ein Traum, zu denken, wer noch vor wenigen Stunden davor gesessen habe. Lang blickte sie gedankenvoll die Tasten an, die er zuletzt berührt, dann drückte sie leise den Deckel zu und zog den Schlüssel ab in eifersüchtiger Sorge, daß so bald keine andere Hand wieder öffne. Im Weggehn stellte sie beiläufig einige Liederhefte an ihren Ort zurück; es fiel ein älteres Blatt heraus, die Abschrift eines böhmischen Volksliedchens, das Franziska früher, auch wohl sie selbst, manchmal gesungen. Sie nahm es auf, nicht ohne darüber betreten zu sein. In einer Stimmung,

wie die ihrige, wird der natürlichste Zufall leicht zum Orakel. Wie sie es aber auch verstehen wollte, der Inhalt war derart, daß ihr, indem sie die einfachen Verse wieder durchlas, heiße Tränen entfielen.

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde;
Ein Rosenstrauch, wer sagt,
In welchem Garten?
Sie sind erlesen schon —
Denk es, o Seele! —
Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachsen.

Zwei schwarze Rößlein weiden
Auf der Wiese,
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen,
Sie werden schrittweis gehn
Mit deiner Leiche;
Vielleicht, vielleicht noch eh'
An ihren Hufen
Das Eisen los wird,
Das ich blitzen sehe!

Ende

Von

Matthäus Gerster

erschien im gleichen Verlage:

Die Rechtlosen

und andere historische Erzählungen

Geheftet M 4,50, Halbpergamentband M 8,—

Urteile der Presse:

Berliner Tageblatt: „... Diese Erzählungen sind sehr hübsch und anschaulich geschildert und aus dem Geist der Zeit gedeutet und erklärlich gemacht."

Hamburger Korrespondent: „... Alles ist mit ruhiger, reifer Kunst vorgetragen. Ein wurzelfestes, herzhaftes Buch, durch das Matthäus Gerster aufs neue beweist, daß die Tradition lebenswarmer Epik in Süddeutschland mit Erfolg weitergepflegt wird."

Schwäbischer Merkur, Stuttgart: „... Mit sorgfältigen Strichen zeichnet Matthäus Gerster den geschichtlichen und geistigen Hintergrund, von dem sich die handelnden Personen klar umrissen abheben. Die Erzählungen sind Muster einer gediegenen und fein gepflegten geschichtlichen Erzählungskunst."

Goethe

Kurzgefaßter Führer durch Goethes Faustdichtung. 1. und 2. Teil. Von Lorenz Straub. Geheftet M 10,—, geschmackvoll gebunden M 15,—.

Johann Peter Hebel

Johann Peter Hebel, Spruchbüchlein. Gesammelt aus des Dichters Werken von Otto Ernst Sutter. Kartoniert M 5,50.

Gottfried Keller

Gottfried Keller, Gedichte. Ausgewählt von Dr. Theodor Klaiber. Mit 6 Holzschnitten von Bruno Goldschmitt. Auf holzfreies Papier gedruckt. Gebunden M 18,—.

Gottfried Keller und die Schwaben von Dr. Theodor Klaiber. Leicht kartoniert M 3,50.

Hermann Kurz

Hermann Kurz, Lisardo. Roman. Halbleinenband M 7.—.

Hermann Kurz und die deutsche Übersetzungskunst im neunzehnten Jahrhundert. Literarhistorische Untersuchung von Dr. H. Kindermann. Geheftet M 2,—.

Hermann Kurz — Eduard Mörike

Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike. Herausgegeben von Dr. H. Kindermann. Mit Bildbeigaben und Brieffaksimiles. Halbpergamentband M 16,—.

Eduard Mörike

Mörike-Gedichte. Mit neun Scherenschnitten von Maria Jutz. Herausgegeben von Hans Heinrich Ehrler. Auf holzfreiem Papier. In künstlerischem Pappband M 16,—.

Eduard Mörike, Liebmund Maria Wispel und seine Gesellen. Des Dichters Wispeliaden mit Abbildung von Handschriften und Zeichnungen herausgegeben von Walther Eggert Windegg. In künstlerischem Pappband M 14,—.

Eduard Mörikes Haushaltungsbuch. Herausgegeben von Walther Eggert Windegg. Mit 34 Faksimileseiten. 7. Tausend. Gebunden M 6,—.

Eduard Mörike. Von Walther Eggert Windegg. Zweite, neubearbeitete Auflage. Geheftet M 3,50, gebunden M 6,—.

Shakespeare

Troilus und Kressida. Tragikomödie von Shakespeare. Unter Zugrundelegung der Übersetzung von Max Koch. Bearbeitet, für die heutige Bühne eingerichtet und mit Chorus-Zwischenspielen von Wilhelm v. Scholz. Mit Bühnenskizzen von F. Cziossek. Geheftet M 4,80.

Friedrich Theodor Vischer

Friedrich Theodor Vischer. Eine Darstellung seiner Persönlichkeit und eine Auswahl aus seinen Werken von Dr. Theodor Klaiber. Mit 6 Tafeln. Auf holzfreiem Papier. 368 Seiten Oktav. Geheftet M 14,—, Halbpergamentband M 18,—.